

# Soziologie

## Aus dem Inhalt

- Manfred Mai:  
*Soziologie als »Marke«*
- Symposion:  
*Was ist Netzwerkforschung?*
- Silke van Dyk, Tilman Reitz:  
*Projektförmige Polis und akademische Prekarität  
im universitären Feudalsystem*
- Tino Heim:  
*Für eine kompromisslose Diskussion der Modi  
von Wissensarbeit*
- Antonia Schmid, Thorsten Thiel:  
*Fachgesellschaften und der Kampf für gute Arbeit  
in der Wissenschaft*

# SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 1 • 2017

*Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).

*Redaktion:* Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,  
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig,

E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641  
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

*Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:*

Prof. Dr. Stephan Lessenich, Ludwig-Maximilians-Universität München,  
Institut für Soziologie, Konradstraße 6, D-80801 München,

E-Mail: stephan.lessenich@uni-muenchen.de.

*Vorstands- und Vorsitzarbeit:* Dr. Sonja Schnitzler,

Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, D-45128 Essen,

E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax 0201/72 04 111.

*Schatzmeisterin:* Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund,

Fakultät 12: Erziehungswissenschaft und Soziologie, Emil-Figge-Straße 50,

D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@fk12.tu-dortmund.de,

Tel.: 0231/ 755 7135, Fax: 0231/755 6509.

*Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS:* <http://www.soziologie.de>

*Soziologie* erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, [www.campus.de](http://www.campus.de)

*Geschäftsführung:* Marianne Rübemann

*Programmleitung:* Dr. Judith Wilke-Primavesi

*Anzeigenbetreuung:* Stefan Schöpfer, 0 69/97 65 16-32, [schoepper@campus.de](mailto:schoepper@campus.de)

*Abonnementbetreuung:* HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2,  
72127 Kusterdingen, E-Mail: [journals@hgv-online.de](mailto:journals@hgv-online.de), Tel: 07071 9353-16, Fax: -3030

*Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:*

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel);

Jahresabonnement Studenten/Emerit 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2017

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

# Inhalt

Editorial ..... 5

**Identität und Interdisziplinarität**

**Manfred Mai**  
Soziologie als »Marke« ..... 7

**Forschen, Lehren, Lernen**

**Symposion:**  
Was ist Netzwerkforschung? ..... 17

**Silke van Dyk, Tilman Reitz**  
Projektförmige Polis und akademische  
Prekarität im universitären Feudalsystem ..... 62

**Tino Heim**  
Für eine kompromisslose Diskussion  
der Modi von Wissensarbeit ..... 74

**Antonia Schmid, Thorsten Thiel**  
Fachgesellschaften und der Kampf für  
gute Arbeit in der Wissenschaft..... 86

**DGS-Nachrichten**

Veränderungen in der Mitgliedschaft ..... 94

## **Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen**

<i>Sektionen</i> Biographieforschung und Frauen- und Geschlechterforschung .....	96
<i>Sektion</i> Frauen- und Geschlechterforschung .....	99
<i>Sektion</i> Kulturosoziologie .....	102
<i>Sektion</i> Medizin- und Gesundheitssoziologie .....	105

## **Nachrichten aus der Soziologie**

Stefan Hirschauer	
Theoretische Sozialforschung. Laudatio für Karin Knorr Cetina .....	107
Habilitationen .....	114
Otto-Borst-Preis 2017 .....	115
Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie .....	116
ASI-Nachwuchspreis 2017 .....	117
Call for Papers .....	119
Human Dimensions of Environmental Risks • (Un)Making Europe: Capitalism, Solidarities, Subjectivities	
Tagungen .....	123
Spring School »Wissenssoziologische Diskursanalyse«	
Autorinnen und Autoren .....	125
Abstracts .....	128

Einsamkeit,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

ist kein Thema für die Soziologie? Doch, ist es.

Man erkennt dies etwa an den Versuchen in der Ökonomie, von Robinsonaden auszugehen. Dabei geht es darum, Ressourcen und Präferenzen in unterschiedlichen Zeithorizonten als ökonomische Grundtatsachen zu stilisieren und dabei von Gesellschaft zu abstrahieren. Das geht natürlich schief und spricht nur für die selektive Lektüre des Romans. Denn längst bevor Freitag kommt, ist Gesellschaft auf Robinsons Insel präsent, teils als Gebrauchsgegenstände, die mit ihm an Land geschwemmt wurden, teils als schmerzhaft erlebtes Defizit. Gesellschaft, die nicht greifbar ist: Das ist Einsamkeit.

Vormodern einsam ist der Eremit, mit der Ausbreitung der Moderne auch in den Wäldern freilich sinkt sein Ansehen und es artikulieren sich Zweifel an seiner Authentizität. Vielleicht handelt es sich schlicht um einen Säufer – so die Erfahrung von Wilhelm Buschs Herrn Knopp: »hiermit senkt der Eremit sich nach hinten, Knopp entflieht«. Moderne Einsamkeit findet in der Stadt statt. Was macht der Dandy, was macht der Flaneur? Im Wesentlichen: Sie sind allein. Kann man auch zu zweit flanieren? Natürlich geht das. Aber nicht wirklich. Weil man anders angeschaut wird. Dandy und Flaneur sind Städter. Oder haben Sie schon mal einen Bauern flanieren gesehen? »Einsamkeit« ist ein Schlüssel zum Verständnis der Stadt. Genauer: zum soziologischen Verstehen des Verständnisses der Stadt.

Öffentliche Einsamkeit ist die Kunst, derart einsam zu sein, dass es viele merken. Der Begriff wurde geprägt, um die Haltung von Arnold Schönberg zu charakterisieren (Ich verlasse mich hier auf: Heinz Steinert, Adorno in Wien. Über die (Un-)Möglichkeit von Kultur, Kunst und Befreiung. Wien 1989) Schönberg reagierte auf die bitteren Erfahrungen der öffentlichen Ablehnung seiner Musik, indem er Privatkonzerte veranstaltete (bei denen auch Beifall verboten war), für wenige, ausgesuchte Zuhörer. Adorno, der über Jahre Anschluss an den Kreis um Schönberg suchte und fand, übertrug die Position auf den Intellektuellen, von dem er »unverbrüchliche Einsamkeit« verlangt als die einzig noch mögliche Form von Solidarität. Aber diese Haltung hat Kosten. So wie der Künstler vor der misslichen Alternative steht, entweder zu betteln oder sich Großmäzenen

auszuliefern, steht der kritische Theoretiker vor der Alternative: Resignation oder Versuchung durch Macht.

Ein anderer Großmeister der öffentlichen Einsamkeit ist Marcel Duchamp. Seine ihm wichtigsten Arbeiten fanden, miniaturisiert, in einer Schachtel Platz. Nicht mehr als 69 Items sind das. Seine Version öffentlicher Einsamkeit war Reaktion auf den frühen Erfolg und Überlebensstrategie als Migrant. Beruf? »Respirateur« antwortete er einmal. »Das Schweigen von Marcel Duchamp wird überbewertet«, kommentiert Joseph Beuys im Jahr 1964. Was will er uns damit sagen? Egal. Jedenfalls macht er auf das Schweigen von Duchamp aufmerksam, arbeitet an dessen öffentlichen Einsamkeit also mit. Außerdem wird dieser Satz vermutlich genauso überschätzt.

Extremer noch ist Andy Warhol. Warhol gelingt das Kunststück der Paradoxie, die Frage nach dem tieferen Sinn seines Werkes virulent zu halten und zugleich glaubhaft zu kommunizieren, dass schlicht nichts dahinter steckt. Heute erübrigt es sich, nach einer Seite hin Stellung zu nehmen. Denn das Werk Warhols hat diese Paradoxie längst inkludiert.

Öffentliche Einsamkeit klappt dort, wo sie darauf bauen kann, dass Öffentlichkeit schon da ist. Man kann nicht aus dem Stand öffentlich einsam sein. Die Position muss man sich hart erarbeiten. Miles Davis spielte seit den 70er Jahren mit dem Rücken zum Publikum, aber eben: vor Publikum. Bei Schönberg und später bei Horkheimer/Adorno war das viel tragischer. Das wollte erst einmal wirklich niemand hören. Die »Flaschenpost« ist Robinsons einziges Kommunikationsmittel.

Ihr

Georg Vobruba

## Soziologie als »Marke«

Anmerkungen zum Markenkern und zur kulturellen Hegemonie der Soziologie

*Manfred Mai*

Der Beitrag von Jan-Felix Schrape über »Soziologie als »Marke« (Schrape 2016) zeichnet ein treffendes und originelles Bild der Soziologie. Es ist allerdings auf die akademische Soziologie beschränkt. Zum Markenkern der Soziologie gehört aber auch die Verbreitung ihrer Begriffe, Denk- und Sprechweisen außerhalb der Universitäten – vor allem in Politik und Medien. Die Hauptursachen dafür sind die erfolgreiche Etablierung zahlreicher Soziologinnen und Soziologen in außeruniversitären Berufsfeldern und der hohe Bedarf an Politikberatung.

### Soziologinnen und Soziologen in der Praxis

Der massive Ausbau soziologischer Studienplätze in den 1970er Jahren hat zu einer stattlichen Anzahl Absolventinnen und Absolventen der Soziologie geführt, die sich in einigen, bislang eher für andere Studiengänge vorgesehenen Berufsfeldern etabliert haben. Es handelt sich dabei nicht nur um Tätigkeiten, die relativ nah an den professionellen Kompetenzen der Soziologie sind, wie das Erheben und Auswerten von Daten. Häufig werden derartige Stellen als »Referenten« für einen bestimmten Bereich oder als »Assistenzen« für Geschäftsführungen ausgeschrieben. Nicht selten folgt nach diesen beruflichen Einstiegsstellen eine echte Karriere.

Spätestens seit den 1980er Jahren haben immer mehr Soziologinnen und Soziologen weitere Berufsfelder erobert und das auf allen Stufen der Hierarchie – vom einfachen Referenten bis zum Geschäftsführer, zur Staatssekretärin oder Chefredakteurin. Anfangs noch als Exoten belächelt, sind sie heute fast überall zu finden. Das Studium der Soziologie qualifiziert für eine Menge von Tätigkeiten und Berufsfeldern, die allerdings primär nicht der Soziologie zugerechnet werden. Der Ruf der Soziologie und ihrer Absolventen bei potenziellen Arbeitgebern war noch in den 1970er Jahren alles andere als positiv. Hinzu kommt, dass es kein exklusives Berufsfeld gab und eigentlich immer noch nicht gibt. Als Generalisten galten demgegenüber traditionell Juristen und Ökonomen, während man bei Soziologen eher dachte, dass sie zwar zu allem fähig, aber zu nichts zu gebrauchen seien. Dieses Klischee gilt längst nicht mehr, zumal auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Personalabteilungen nicht selten Soziologie studiert haben und bei Bewerbern schon mal fragen, was genau der Studienschwerpunkt war und bei wem das Studium abgeschlossen wurde. Soziologinnen und Soziologen haben in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Nischen in Berufsfeldern außerhalb der Wissenschaft erobert und ausgebaut. Wo einmal ein Soziologe oder eine Soziologin tätig ist, wächst die Chance, dass weitere nachrücken. Die Soziologie hat auch außerhalb der Universität ihre Seilschaften.

Zahlreiche Absolventinnen und Absolventen der Soziologie arbeiten in den Medien, Verwaltungen, Verbänden, Stiftungen, Parteien, Agenturen oder Unternehmen. Wie viele genau das sind, weiß niemand. In der Berufsstatistik werden zwar Berufsbezeichnungen erhoben, aber nicht das absolvierte Studium. Auch umgekehrt weiß man nicht, unter welcher Berufsbezeichnung die Absolventen tätig sind. Nur grob lässt sich sagen, in welchen Bereichen sie nach dem Studium anfangen. Verbleibstudien (Brüderl, Reimer 2001) sind ebenfalls ungenau, da sie die individuellen Verläufe der Karrierewege innerhalb eines Berufsfeldes nicht kennen (können), sondern nur Angaben darüber machen, nach welcher Zeit Absolventen wo einen Arbeitsplatz gefunden haben.

In der Regel ändern sich für einen Akademiker nach einer Phase des Berufseinstiegs in einer Institution die Bezeichnungen. Aus Soziologen werden dann zum Beispiel Projektmanager, Gruppenleiter, Consultants, Regierungsangestellte, Amtsleiterinnen. Je mehr sich Soziologinnen und Soziologen etablieren, umso mehr verlieren sie einen Teil ihrer fachlichen Identität, ohne sie jemals ganz aufzugeben. Was sie für den Aufstieg benö-

tigen und berufsbegleitend erlernen, sind vor allem Kommunikations- und Führungskompetenzen sowie fach- und organisationspezifisches Wissen. Was sie nicht aufgeben, ist aber auch ein Teil des »Markenkerns« der Soziologie: ihre fachliche Identität. Das geht anderen Akademikern nicht anders. Wer in der Hierarchie aufsteigt, versteht sich nicht mehr nur als Volkswirtin oder Ingenieur, sondern definiert sich über die Funktion als Abteilungsleiter, Geschäftsführerin oder CEO. Auch für Soziologen gilt: Sie machen erst dann Karriere, wenn sie nicht mehr als Soziologen arbeiten und sich dann auch nicht mehr in erster Linie so nennen. Daher die statistische Grauzone der zahlreichen Verbleibstudien.

## Soziologie als Stichwortgeber für Politik und Medien

Der Einfluss der Soziologie zeigt sich nicht nur in den öffentlichen Kontroversen über den Zeitgeist und seine Krisen. Natürlich kann man den großen Stichwortgebern der Bonner Republik nachtrauern – Helmut Schelsky, Ralf Dahrendorf, Erwin K. Scheuch, Jürgen Habermas, Ludwig von Friedeburg und anderen, die mit ihren Themen von der Technokratie bis zum Bildungsnotstand Agendasetter par excellence waren. Vor allem aber haben sie alle nachhaltig Einfluss auf die Politik gehabt<sup>1</sup> und zum Ausbau der Studienplätze in der Soziologie beigetragen.<sup>2</sup> Heute stoßen führende Vertreter der Soziologie eher Fachdiskussionen in einem Teilbereich der Gesellschaft an und auch das nicht gerade nachhaltig. Die Debatte zum Beispiel über die Rückkehr des Nationalstaats zwischen Streeck und Habermas (Höpner 2013) erzielte nicht annähernd die öffentliche Resonanz wie seinerzeit die Studie von Scheuch über den Kölner Parteienfilz oder der Befund eines Bildungsnotstands von Dahrendorf. Soziologische Debatten, die es heute wenigstens ins Feuilleton schaffen, finden eher an den Rändern der Soziologie statt und hinterlassen zuweilen einen zwiespäl-

---

1 Dahrendorf und von Friedeburg waren sogar aktive Politiker.

2 »Mehr als 4.000 Studenten haben an Deutschlands Universitäten das Hauptfach Soziologie gewählt – fünfmal mehr als noch vor sieben Jahren. Doch zu was und zu welchem Ende sie studieren, bleibt häufig im Dunkeln.« (Der Spiegel 22/1968)

tigen Eindruck, wie etwa die Verleihung des Adorno-Preises 2012 an Judith Butler.<sup>3</sup>

Derartige Debatten sind aber nur *ein* Aspekt des Markenkerns: der der Sichtbarkeit der Soziologie als akademische Disziplin und die ihrer prominenten Fachvertreterinnen und -vertreter. Der Bedeutungsverlust der Soziologie als Stichwortgeber gesellschaftsweiter Debatten wird durch die Unsichtbarkeit ihrer zahlreicher werdenden Fachvertreter in gesellschaftlichen Institutionen zwar nicht kompensiert, aber um eine wichtige Dimension erweitert, die es früher kaum gab: Das ist die gestiegene Präsenz soziologischer Begriffe und Denkweisen im Handeln wichtiger Institutionen und ihrer Repräsentanten.

Der spanische Soziologe César Rendueles, Professor an der Universität Madrid, spricht gar vom »Scheitern der Sozialwissenschaften«:

»Niemand kennt heute Modesoziologen, -ökonomten oder -pädagogen. Skinner, Galbraith, Dahrendorf ... ? Nie gehört. Trotzdem verhalten wir uns, als würde unser Leben vom Dekan einer sozialwissenschaftlichen Fakultät dirigiert. Würde man einer Runde von Rational-Choice-Theoretikern, Psychoanalytikern und Pädagogen den Auftrag geben, sich auf Mindestanforderungen zu einigen, die gegeben sein müssen, damit soziale Beziehungen entstehen können, käme dabei vermutlich so etwas wie *Facebook* heraus.« (Rendueles 2015: 250)

Rendueles fasst den Begriff Sozialwissenschaften etwas breiter<sup>4</sup> und vor allem die Ökonomen kriegen »ihr Fett weg«. Aber vieles von der Kritik Rendueles trifft auch für die Soziologie zu.

## Akademische und angewandte Soziologie

Eine Folge der Ausweitung der Studienkapazitäten in der Soziologie ist, dass immer mehr Soziologen in Stiftungen, Verbänden, Medien und anderen Institutionen Studien erstellen, die von anderen Medien und von politischen Akteuren wie Verbänden, Parteien und anderen aufgegriffen werden. Es gibt heute keinen Politikbereich, in dem sozialwissenschaftliche Exper-

---

3 »Die Torheit, akademische Reputation von politischer Einsichtsfähigkeit zu trennen, rächt sich. Man kann akademischer Showstar und realitätsferner politischer Dummkopf zugleich sein – siehe Judith Butler.« (Claussen 2012)

4 Auch in dem Beitrag von Schrape werden die Politikwissenschaftler Fukuyama und Huntington als Soziologen vereinnahmt.

tisen keine Rolle spielen. Ob Bedarf an Pflegekräften in einer bestimmten Region, an Facharbeitern in einer bestimmten Branche oder an IT-Kompetenzen für die »Industrie 4.0« – alles dies wird regelmäßig von Fachverbänden, Kammern, Gewerkschaften und Behörden erhoben, ausgewertet und politisch bewertet. Schließlich greifen Parteien, Parlamente und Ministerien derartige Expertisen auf und reagieren darauf mit Gegenexpertisen, Stellungnahmen oder mit Maßnahmen.

An allen diesen Phasen der Politikberatung sind Soziologinnen und Soziologen beteiligt – sei es als Autorinnen oder als »Übersetzer« für die Leitungsebene. Es ist nicht ungewöhnlich, dass eine soziologische Studie zum Beispiel über den Frauenanteil an Hochschulen (Kortendiek et al. 2013) von Soziologinnen in den Parlamenten (konkret: von der Assistentin einer Fraktion oder einer Abgeordneten) ausgewertet wird und die zuständige Wissenschaftsministerin – ebenfalls Sozialwissenschaftlerin – dazu im Parlament Stellung bezieht, nachdem ihr die Gleichstellungsbeauftragte ihres Ministeriums die Auswertung des Reports als Vorbereitung mitgegeben hat. Die entsprechende Aussprache im Parlamentsausschuss erinnert fast schon an ein soziologisches Seminar (Landtag Nordrhein-Westfalen 2014). Auch in der Pressestelle des Ministeriums klagt keiner über das »Soziologenchinesisch« des Berichts, weil man ja mit seiner Begrifflichkeit aus dem eigenen Studium vertraut ist.

## Diskursive Hegemonie der Soziologie

Diese Soziologisierung von Politik und Medien gehört auch zum Markenkern der Soziologie und ist Teil ihrer Identität. Vor allem von den Medien und politischen Akteuren werden sozialwissenschaftliche Begriffe verwendet und kommuniziert. Man erkennt an Studien oder Berichten, ob sie von einem Juristen, Ökonomen oder Soziologen verfasst wurden. Das gilt selbst für Dokumente und die Kommunikation innerhalb von Institutionen, obwohl die Sprache in einer Organisation stark formalisiert ist. Entscheidungsvorlagen und Berichte innerhalb der öffentlichen Verwaltung müssen zum Beispiel sachlich und knapp gehalten werden.

Interne Berichte in einer Verwaltung haben einen fachlichen »Dialekt«: Soziologen verwenden andere Begriffe, setzen andere Schwerpunkte und argumentieren anders als zum Beispiel Juristinnen, die eher Rechtsquellen

zitimieren, oder Ökonomen, die gerne mit Zahlen argumentieren. Es ist bezeichnend, dass in fast allen Arbeitszimmern von Juristinnen Gesetzsammlungen stehen und viele Ökonomen zum Beispiel *Handelsblatt* oder *Wirtschaftswoche* wie eine zweite Tageszeitung lesen.<sup>5</sup> Allein dadurch werden Probleme, Ereignisse und Aufgaben in einen bestimmten – rechtlichen bzw. ökonomischen – Kontext eingeordnet und entsprechende Begrifflichkeiten vorgegeben. Was für diese Fachvertreter sachlich erscheint, ist aus soziologischer Sicht eine bestimmte Realitätskonstruktion oder ein normativer Deutungsrahmen<sup>6</sup> – und wäre eben deshalb zu relativieren und zu ergänzen.

Das mag vor allem daran liegen, dass Arbeitsgebiete von Juristinnen und Ökonomen rechtliche bzw. ökonomische Schwerpunkte haben. Aber bei Unternehmen, Verbänden und Verwaltungen können sich nach einer Phase des Berufseinstiegs die Zuständigkeiten erweitern oder ändern. Aus einem Spezialgebiet wie zum Beispiel »EU-Förderprogramme« wird dann eine größere Zuständigkeit beispielsweise für »Sozialpolitik«, die ein deutlich breiteres Kompetenzspektrum erfordert. Obwohl derartig breite Zuständigkeiten, wie sie in größeren Unternehmen, Verbänden und Ministerien typisch sind, kaum mit einer einzigen wissenschaftlichen Disziplin abzudecken sind, zeigt sich, dass die erlernte Qualifikation auch das Denken und Handeln in anderen Positionen prägt.

Expertisen von Soziologinnen und Soziologen verlieren sich in der Regel nicht in rechtlichen Details oder ökonomischen Standardmodellen. Allerdings sollte man als Soziologin oder Soziologe über ein Mindestmaß an Kenntnissen des jeweiligen Rechtsrahmens und der ökonomischen Randbedingungen verfügen – allein deshalb, um sich mit Vertretern anderer Abteilungen austauschen zu können. Es ist ein Manko, dass vor allem betriebs- und volkswirtschaftliches Grundwissen im Soziologiestudium kaum vorkommt und das Thema Wirtschaft nicht selten durch die Brille der Globalisierungs- und Kapitalismuskritik gesehen wird. Neben der gesellschaftlichen Notwendigkeit von innovativen Projekten müssen immer auch de-

---

<sup>5</sup> Es sagt vielleicht einiges über den Gebrauchswert dieser Quellen aus, dass in kaum einem Arbeitszimmer eines Soziologen, der außerhalb der Wissenschaft arbeitet, Luhmann, Parsons oder Beck bzw. soziologische Fachzeitschriften zu finden sind. Chefredakteurin und Textchef der *Wirtschaftswoche* (Miriam Meckel und Sven Prange) sind übrigens beide Sozial- und Kommunikationswissenschaftler.

<sup>6</sup> Nach Robert M. Entman (1993) besteht ein »Frame« aus der Definition, Bewertung und Interpretation eines Problems und einer Handlungsempfehlung. Alle diese Elemente werden durch die Struktur der erlernten Wissenschaft geprägt.

ren rechtliche und wirtschaftliche Möglichkeiten dargelegt werden. Wie könnte man sonst zum Beispiel in einer Sozialbehörde eine Haushaltsverhandlung über die Durchführung solcher Projekte führen?

Durch die Beteiligung unterschiedlicher Fachvertreter zum Beispiel in einem Ministerium an einem Projekt kann es zu Konflikten über die Deutungshoheit kommen: Ist der Bericht eines Ökonomen über die Folgen einer bestimmten Beschäftigungspolitik objektiver, weil er im Wesentlichen auf Kennziffern beruht oder der eines Juristen, der nur die rechtlichen Steuerungsinstrumente fokussiert? Oder der einer Soziologin, der auch qualitative und soziokulturelle Faktoren in den Blick nimmt? Hier geht es auch um Realitätskonstruktionen, die jeweils unterschiedliche politische Maßnahmen zur Konsequenz haben können.

Natürlich sehen Juristen nicht nur rechtsförmige Willenserklärungen, Ökonominnen nicht nur spieltheoretische Nutzenmaximierer und Soziologen nicht nur selbstreferentielle Funktionssysteme. Spätestens in der Praxis werden sie alle mit einer Welt konfrontiert, die wenig mit den abstrakten Modellwelten ihrer Disziplinen zu tun hat. Es ist aber ein Unterschied, ob zum Beispiel in Handlungsoptionen das rechtlich Erlaubte, das ökonomisch Mögliche oder das gesellschaftlich Notwendige akzentuiert wird. Ebenso ist es ein Unterschied, mit welchen Mitteln ein politischer Akteur ein Ziel erreichen will: mit wirtschaftlichen Anreizen, durch neue Gesetze oder durch die Einbindung von organisierten Interessen in Verhandlungssysteme, die formelle und informelle Elemente enthalten. Dabei spielen rechtliche und wirtschaftliche Aspekte natürlich ebenfalls eine Rolle. Aber sie sind Teil eines smarten Instrumentenmix aus formellen und informellen Elementen.

Der Markenkern der Soziologie besteht auch darin, diesen Instrumentenmix den Entscheidern überhaupt als eine Option zu zeigen. Wenn gesellschaftliche Probleme zum Beispiel nur als rechtliche konstruiert werden, bestünde jede Lösung aus einer weiteren Verrechtlichung. Die Politik hat die fragwürdige Tendenz zur Verrechtlichung bereits seit längerem erkannt und setzt bei der Lösung politischer Fragen stattdessen auf Verhandlungen mit den Adressaten. Ohne die soziologische Expertise über Implementation (Mayntz 1977) und Governance (Mayntz 2004; Mai 2016) wären die Verwaltungs- und Organisationsreformen der letzten Jahre nicht denkbar (Grunow 2014).

Während Soziologinnen und Soziologen bei der Erstellung und Implementation politischer Maßnahmen und Programme nur Mitbeteiligte sind,

schlägt ihre Stunde spätestens bei der Evaluierung. Ob alle diese Maßnahmen erfolgreich waren, ist eine Frage des Standpunkts. Im politischen und verbandlichen Spektrum finden sich soziologische Expertisen über den Erfolg dieser Programme, die den gesellschaftlichen und medialen Diskurs etwa in der Arbeitsmarkt-, Gesundheits- oder Sozialpolitik prägen. Je mehr gesellschaftliche Probleme soziologisch »gerahmt« und bearbeitet werden, umso mehr steigt der Bedarf an entsprechenden Expertisen.<sup>7</sup>

Auch der fast inflationäre Bezug auf Begriffe wie »Ausgrenzung«, »Prekariat« oder »Risikogesellschaft« in den Medien und in Parlamentsdebatten ist ein Indikator für die »Kulturelle Hegemonie« der Soziologie. Journalistinnen verwenden diese soziologischen Begriffe ebenso selbstverständlich wie Politiker, NGOs oder Verbandsfunktionäre. Entscheidend ist, dass die Soziologen in diesen Organisationen mit diesen Begriffen etwas verbinden und sie darauf hoffen können, dass diese Begriffe auch von anderen Akteuren verstanden werden. Ganze Politikbereiche wie Arbeit, Familie, Jugend, Demographie, Kultur und Soziales sind Domänen der Soziologie, weil in allen ihren Institutionen von Ministerien und Kulturämtern bis zu Gewerkschaften, NGOs und Sozialverbänden das soziologische Denken präsent ist. Ob eine gesellschaftliche Problematik wie

»zum Beispiel Einwanderung überhaupt als Problem gerahmt wird, ob sie wie ein Verbrechen oder wie ein Naturereignis verstanden wird, ob Einwanderer als Arbeitnehmer oder als Sozialleistungsempfänger in Erscheinung treten, all dies wird unterschiedliche Reaktionen auf Seiten des Zielstaates und unterschiedliche Lebensformen für die Einwanderer selbst bedeuten. [...] Die sinnhafte Erschließung der Welt durch das, was man als Diskurse bezeichnen kann, [...] ist zutiefst politisch, weil diese Zuschreibungen erstens grundlegend für unser kollektives Handeln und zweitens umkämpft sind.« (Nonhoff 2014: 51)

Aus der Sicht der reinen akademischen Lehre hat das alles wenig mit Soziologie zu tun: Da werden vermeintlich Grundbegriffe und soziologische Methoden bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Das gilt im Übrigen für jede Wissenschaft. Die Praxis sieht immer anders aus, als es die Paradigmen im Verwaltungsrecht, BWL oder Politikwissenschaft lehren. Die politische Wirklichkeit ist nun einmal »unordentlich« (Héritier 1993: 435). Nur tut sich im Unterschied zu anderen Disziplinen die akademische Soziologie

---

<sup>7</sup> Diese sich selbst verstärkende Dynamik hätte Schelsky (1978) sehr kritisch gesehen. Er warnte davor, dass der Sozialstaat seine eigene Klientel schafft, weil er immer neue Bedürfnisse weckt, die nie befriedigt werden können, und so mit seinen immer mehr betretenen Bürgern an seine finanziellen Grenzen kommt.

besonders schwer, die Theorie-Praxis-Differenz zu überbrücken. Dabei wäre das für die Studierenden der Soziologie enorm wichtig, abgesehen von vielen Anregungen für theoretische Fragestellungen.<sup>8</sup>

## Fazit

In allen gesellschaftlich relevanten Institutionen und bei allen politischen Akteuren ist soziologische Expertise vorhanden. Zu beklagen ist allerdings, dass sich die Träger dieser Expertise von der akademisch institutionalisierten Soziologie weitgehend abgekoppelt haben. Die Theorie-Praxis-Kluft scheint in der Soziologie größer als bei anderen Disziplinen.

Dennoch: Die Verständigung über institutionelle Grenzen hinweg im Medium soziologischer Begriffe und Argumentationen ist keine geringe Leistung der Soziologie, die noch in den 1960er Jahren den Marsch durch die Institutionen mit dem Ziel ihrer Veränderung forderte und stattdessen im »Höheren Dienst« gelandet ist. Die Anhänger von Norbert Elias, Robert Merton und Niklas Luhmann könnten darüber streiten, ob es sich bei dem Erfolg der Soziologie in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik um eine nicht-intendierte Folge intendierten Handelns oder um einen Beleg für die Kontingenz zielgerichteter Interventionen handelt. Fest steht: Die »Marke Soziologie« umfasst mehr als nur die akademische Lehre und ihre Vertreterinnen.

---

<sup>8</sup> Wie viele Professorinnen und Professoren der Soziologie haben denn vor ihrer Berufung außerhalb der Wissenschaft gearbeitet? An Fachhochschulen müssen es mindestens drei Jahre sein. Für eine Berufung an eine Universität ist Praxiserfahrung kaum relevant. Viele halten es für ausreichend, empirische Studien zu machen oder in der Lebenswelt ihres Milieus verankert zu sein, als deren Seismograf sie ständig neue Krisensymptome der Moderne entdecken. Ein Ergebnis dieser »Praxis« sind medienkompatible Experten, die von Journalisten für Soziologen und von Soziologen für Journalisten gehalten werden.

## Literatur

- Brüderl, J., Reimer, D. 2001: Soziologinnen und Soziologen im Beruf. Ergebnisse ausgewählter Absolventenstudien der 1990er Jahre. Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Mannheim. [www.sowi.uni-mannheim.de/lsssm/absol/absolventen\\_review.pdf](http://www.sowi.uni-mannheim.de/lsssm/absol/absolventen_review.pdf), letzter Aufruf 31. Juli 2016.
- Claussen, D. 2012: Ist Judith Butler preiswürdig? die tageszeitung, 12. September 2012, [www.taz.de/!5084212/](http://www.taz.de/!5084212/), letzter Aufruf 28. Juli 2016.
- Entman, R.M. 1993: Framing: Towards Clarification of a Fractured Paradigm. *Journal of Communication*, 43. Jg., Heft 4, 51–58.
- Grunow, D. 2014: Innovationen in der öffentlichen Verwaltung. In M. Mai (Hg.), *Handbuch Innovationen. Interdisziplinäre Grundlagen und Anwendungsfelder*. Wiesbaden: Springer VS, 209–232.
- Héritier, A. 1993: Policy-Netzwerkanalyse als Untersuchungsinstrument im europäischen Kontext: Folgerungen aus einer empirischen Studie regulativer Politik. In A. Héritier (Hg.), *Policy-Analyse. Kritik und Neuorientierung*. PVS-Sonderheft 24, 432–447.
- Höpner, M. 2013: Die Habermas/Streck-Kontroverse. *Gesellschaftsforschung* 2. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, 2–3.
- Kortendiek, B., Hilgemann, M., Niegel, J., Hendrix, U. 2013: Gender-Report 2013. Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, 17. [www.genderreport-hochschulen.nrw.de/gender-report-2013/](http://www.genderreport-hochschulen.nrw.de/gender-report-2013/), letzter Aufruf 28. Juli 2016.
- Landtag Nordrhein-Westfalen 2014: Ausschussprotokoll Apr 16/501, 19. März 2014.
- Mai, M. 2016: *Regieren in der modernen Gesellschaft. Governance aus der Sicht der Ministerialbürokratie*. Opladen: Budrich.
- Mayntz, R. 1977: Die Implementation politischer Programme: Theoretische Überlegungen zu einem neuen Forschungsgebiet. *Die Verwaltung*, 10. Jg., Heft 1, 51–66.
- Mayntz, R. 2004: Governance im modernen Staat. In A. Benz (Hg.), *Governance – Regieren in komplexen Regelsystemen*. Wiesbaden: VS, 65–76.
- Nonhoff, M. 2014: Gemeinwohl und Gemeinwohlblockade: Wie »funktionieren« hegemoniale Diskurse? In *Denkwerk Demokratie* (Hg.), *Sprache, Macht, Denken. Politische Diskurse verstehen und führen*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 51–62.
- Rendueles, C. 2015: *Soziophobie. Politischer Wandel im Zeitalter der digitalen Utopie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schelsky, H. 1978: *Der selbständige und der betreute Mensch. Politische Schriften und Kommentare*. Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein.
- Schrage, J.-F. 2016: Soziologie als »Marke«. *Kernkompetenz, gesellschaftlicher Nutzen, Vermittlungswege. Soziologie*, 45. Jg., Heft 3, 279–293.

## Symposion:

# Was ist Netzwerkforschung?

## Interdisziplinäre Netzwerkforschung

### Einleitung der *Initiative Netzwerkforschung interdisziplinär*

Die Theorien und Methoden der Netzwerkforschung werden in vielen Forschungsbereichen und wissenschaftlichen Disziplinen angewendet. Selbst innerhalb der Disziplinen divergiert dabei, was unter dem Oberbegriff *Netzwerkforschung* betrieben wird. Dennoch bildet ihre Vielfalt an Konzepten, Ideen und theoretischen Zugangsweisen einen erfreulich integrierenden Bezugspunkt für fächerübergreifende Projekte und Erkenntnisse. Diese Unterschiedlichkeit der fachlichen Perspektiven auf die Bedeutung von Beziehungsstrukturen schafft ein produktives Spannungsfeld und weckt Hoffnungen auf gegenseitiges Lernen und Zusammenarbeit über Disziplingrenzen hinweg. Hierzu gehört die Chance, empirische Zugangsweisen und Erklärungen zwischen unterschiedlichen Kontexten übertragen zu können. An anderen Stellen scheint es möglich, komplementäres Wissen zusammenzulegen und die Grenzen der Disziplinen in der Netzwerkforschung aufzubrechen.

Die *Initiative Netzwerkforschung interdisziplinär* will eine Plattform für den interdisziplinären Austausch in der Netzwerkforschung schaffen und interdisziplinäre Kooperationen fördern. Sie spricht Wissenschaftler *aller* Disziplinen an, die sich mit dem Netzwerkbegriff jenseits eines metaphorischen Gebrauchs auseinandersetzen und Netzwerkforschung betreiben. Für den disziplinären Austausch ist jedoch ein Basisverständnis einiger Grundbe-

griffe unumgänglich. Dabei muss keineswegs Konsens über solche Grundbegriffe bestehen. Wir müssen uns jedoch darüber verständigen, was Knoten und Kanten oder Akteure und Beziehungen *in der jeweiligen* Forschungsperspektive sind, woraus sich also die betrachteten Netzwerke konstituieren. Dies legt zu einem gewissen Grad fest, was Netzwerkforschung jeweils ist oder sein kann. Zugleich müssen die Erkenntnisziele und die Erhebungs- und Auswertungsverfahren diskutiert werden.

Diesen Fragen nach den unterschiedlichen Ansätzen in der Netzwerkforschung, ihren Annahmen, Gegenständen und Vorgehensweisen ist dieses Symposium in der Zeitschrift *Soziologie* gewidmet. Ziel ist es, unterschiedliche Forschungsstränge sowie deren Definitionen und Setzungen kennenzulernen. Die AutorInnen beantworten die Frage *Was ist Netzwerkforschung?* jeweils aus ihrer je eigenen Forschungsperspektive. Natürlich kommen ihre Antworten aus einer Disziplin heraus. Die individuellen Antworten fungieren aber nicht als disziplinäre StellvertreterInnen. Dies wäre angesichts der Vielfalt der Forschung auch innerhalb der Disziplinen kaum möglich. Stattdessen wollen wir die Vielfältigkeit der Perspektiven und Herangehensweisen dokumentieren und auch zeigen, wo Überschneidungen vorhanden sind. Daraus erhoffen wir Anregungen für künftige Forschungsfragen, -methoden und -designs. Das Symposium geht zurück auf einen Workshop, der Ende April 2016 in Darmstadt mit Unterstützung der Schader-Stiftung durchgeführt wurde. Die angestoßenen Diskussionen wurden im Dezember 2016 auf einer großen Tagung – wieder bei der Schader-Stiftung in Darmstadt – zum »Stand der Netzwerkforschung« fortgeführt. Informationen finden sich auf der Seite: [www.schader-stiftung.de/themen/kommunikation-und-kultur/fokus/netzwerkforschung](http://www.schader-stiftung.de/themen/kommunikation-und-kultur/fokus/netzwerkforschung).

## Netzwerkforschung: Grundlagen, Mikronetzwerke, Medien, Kultur und Interdisziplinarität

Was ist das Besondere an Netzwerkforschung? Sie nimmt eine Änderung der Perspektive hin auf Relationen vor. Diese relationale Perspektive ist die Klammer unterschiedlicher Zugänge zur Netzwerkforschung. Zentral sind dabei nicht die Kombinationen von Eigenschaften einzelner Personen und auch nicht deren Einstellungen oder deren Subjektivität; in den Mittelpunkt stellt die Netzwerkforschung die Struktur der Relationen. Man geht

nicht von der Sichtweise einzelner Personen aus, sondern überlegt, welche Konsequenzen aus den Verbindungen der verschiedenen Einheiten entstehen. Durch diesen Wechsel des Blicks auf die soziale Welt ergeben sich Erkenntnisse, die oft völlig anders und überraschend sind.

Dies lässt sich an Beispielen der eigenen Forschung belegen: Präferenzen sind nicht Vorlieben von Einzelnen, sondern diese werden in Gruppen ausgehandelt (Stegbauer, Rausch 2012); die Kommunikation im Internet ist weder strukturlos, noch gleicht sie einem deliberativen Diskurs, denn die Untersuchung der Beziehungsstruktur deckt große Ungleichheiten zwischen den Teilnehmern auf (Stegbauer 2001). Die Analyse der Diskussionsstruktur in einem Projekt wie Wikipedia, an dem jeder ohne Qualifikationsnachweis teilnehmen kann, zeigt, dass hier eine Führungsschicht entstand und nun das Sagen hat (Stegbauer 2009). An diesen Beispielen ist zu erkennen, dass die Netzwerkforschung, soziologische Aufklärung betreiben und altbekannte Paradigmen begründet in Frage stellen kann.

Deutlich wird, dass eine ganze Reihe an Herausforderungen vorhanden ist (unter anderem Glückler in diesem Heft), die das Forschungsfeld bestimmen und an Bedeutung gewinnen wird. Anders als etwa die neoinstitutionalistische inhaltliche Bestimmung des Netzwerkbegriffs (zum Beispiel Powell 1990; Podolny, Page 1998) geht die Netzwerkforschung meist von einem schlichten formalen Netzwerkbegriff aus: Ein Netzwerk besteht aus einer definierten Menge von Knoten und Kanten und Verbindungen zwischen ihnen (Wasserman, Faust 1994: 20). Gerade weil die Definition so einfach ist, ergeben sich weitere theoretische und methodische Fragen: Wo hört ein Netzwerk auf? Sind die Knoten gegeben oder verändern sich diese in der Netzwerkkonstellation? Was transportiert eine Beziehung an Inhalten und Bedeutungen? Wie interpretiert man die Struktur? Welche Daten sind notwendig, um die Struktur interpretieren zu können? Kann man die Dynamik in Netzwerken erfassen und analysieren/modellieren? Wie sagt man die Strukturentwicklung in Netzwerken voraus?

Einfache Strukturuntersuchungen von »geschlossenen Netzwerken« (*networks in a box*), kommen schnell an Grenzen, wenn sie nicht durch zusätzliches Wissen ergänzt werden. So werden Methoden zur Erklärung der Struktur benötigt. Welche das sind, ergibt sich aus der Forschungsfrage und kann nicht allgemein beantwortet werden. Es kommen qualitative Verfahren, quantitative Befragungen oder vermehrt Text- oder Sequenzanalysen in Frage.

Weil die Netzwerkforschung eine Verschiebung der Sichtweise vornimmt, kann sie in neue Forschungsgebiete vorstoßen. Dadurch gelangt

man von gegebenen Akteuren und deren Eigenschaften und Motiven zur Entwicklung der Identitäten innerhalb Relationen. Es ergeben sich neue Erklärungen für soziale Phänomene, welche die Sozialwissenschaften weiterbringen (und viele Anschlüsse an andere spezielle Soziologien etwa die Wissenssoziologie oder die Kulturosoziologie).

Eine der Grenzen klassischer Strukturuntersuchungen findet sich bei den Grundlagen der in der Netzwerkforschung einbezogenen Beziehungen, etwa wenn man fragt, welche Bedeutung die in Netzwerken gemessenen Beziehungen haben. Was transportieren schematisch abgefragte *types of ties* wie »Freundschaft«, »gemeinsame Anwesenheit« oder »Ratsuche« eigentlich? Während die Netzwerkanalyse lediglich auf die Struktur grober Beziehungstypen schaut, ist hier die Frage, was eigentlich dahinter steht. Diese Einbeziehung der Inhalte lässt sich als »Herausbildung von Alltagskultur« untersuchen, also das, was Ann Swidler (1986) als Kultur definiert (in Situationen entwickelte Verhaltensweisen, Interpretationen). Als Erklärung für Verhalten kommen nicht individuelle Präferenzen oder Motive in Frage, sondern die in Situationen herausgebildeten Bedeutungen. Dort werden die Inhalte produziert, welche dann in Netzwerkstrukturuntersuchungen die besonderen Eigenschaften der in Beziehung stehenden ausmachen. Eine Möglichkeit ist es, dies anhand von Mikronetzwerken (2 bis 6 Personen) in experimentellen Settings zu untersuchen. Hieran lässt sich zeigen, dass Präferenzen und Verhaltensweisen Produkte von Aushandlungsprozessen dieser Mikronetzwerke sind. Schaut man auf Situationen in Mikronetzwerken, so werden dort von außen weiter verbreitete Kulturelemente eingeführt, die dann allerdings durch Aushandlungen immer wieder überformt werden. Man kann sagen, es entwickeln sich durch gegenseitige Anpassung und gleichzeitig ablaufende Diskontinuitätsprozesse Mikrostrukturen heraus, die man als Wirkung von Beziehungsstrukturen auffassen kann (Stegbauer 2016, ähnlich auch Clemens in diesem Heft).

Bimodale (oder multimodale) Netzwerke, bei denen unterschiedliche Modi, etwa Akteure und »Events« analysiert werden, sind ein vielversprechender weiterer Gegenstand von Untersuchungen. Die Events stehen dabei für die Inhalte, die Bedeutung, die Kultur, welche beispielsweise durch die Anwesenheit von Personen weitergegeben werden. Auf diese Weise diffundieren kulturelle Tools – was also auch Gegenstand der Netzwerkforschung sein kann.

Diese Möglichkeiten, durch den Perspektivwechsel zu neuen Erkenntnissen zu kommen, haben zu einer rasenden Diffusion des Netzwerkparadig-

mas in vielen Fächern geführt. Fächergrenzen kann man als kulturelle Grenzen begreifen, die sich darin manifestieren, dass sie unterschiedliche Denkweisen, Verhaltensweisen, Bedeutungen und Erklärungen entwickeln. Ferner stehen sie für differente Kommunikationswege. All dies erschwert einen Austausch zwischen den Fachgebieten. In dieser Situation bietet das (weitgehend gemeinsame) Netzwerkparadigma eine Grundlage zur Verständigung. Eine Erfahrung im Austausch zwischen den Disziplinen ist, dass es eine Vielzahl von Forschungsfragen und Herangehensweisen gibt, die sich sehr ähneln (auch wenn sie in manchen Fällen unterschiedlich benannt werden).

Die Netzwerkforschung bietet die Möglichkeit für einen solchen Austausch; so können unterschiedliche Fachgebiete voneinander lernen, wenn es gelingt, die richtigen Kontaktflächen zu konstruieren. In diesem Fall kann man Theorien und Methoden zwischen den Fächern übertragen und dadurch die jeweils eigene Disziplin voranbringen. Möglich ist aber auch, dass jedes Fach in Kooperationen die eigenen Stärken einbringt. Auf diese Weise entsteht eine interdisziplinäre Zusammenarbeit, welche denselben Gegenstand aus verschiedenen Perspektiven untersucht – wenn man dies auf einer gemeinsamen Basis tut, kann man über den Untersuchungsgegenstand mehr erfahren. Dies gilt für viele Fragen, etwa wenn man die Auswirkungen von Beziehungen in einem Stadtgebiet untersucht, kann die Zusammenarbeit von Disziplinen wie der Geographie, der Ökonomie und der Soziologie einen Mehrwert erzeugen, den keines der genannten Fächer alleine erzielen könnte. Noch deutlicher wird die Notwendigkeit der fachübergreifenden Zusammenarbeit, wenn das durch die Digitalisierung möglich gewordene neue Forschungsgebiet betrachtet wird. Um hier Untersuchungen anzustellen, werden Kompetenzen benötigt, welche weder die oft beteiligte Informatik noch die verschiedenen involvierten Sozialwissenschaften alleine besitzen. Eine intensive Zusammenarbeit auf diesem Gebiet würde die Entwicklung neuer Fragestellungen und entsprechender Methoden ermöglichen. Ergebnis wäre eine Sozialwissenschaft, die zwar einige ihrer Theorien übertragen kann, die aber recht ratlos vor den methodischen Herausforderungen der Gewinnung von relevanten Informationen aus zugänglichen Daten und vieler möglicher Analysen steht. Auf der anderen Seite bringen die Computerwissenschaften einige der notwendigen Fähigkeiten mit, wobei die Passung zu den sozialwissenschaftlichen Fragen und Erklärungen nicht gegeben ist. Eine Integration beider Seiten könnte dazu führen, dass wir viel mehr über gesellschaftliche Zusammenhänge erfahren, als bisher denkbar war. Folge einer solchen Transdisziplinarität wä-

re eine Erosion an bestimmten Enden der beteiligten Fächer und es stünde die Entstehung eines neuen Hybridfaches auf der Tagesordnung. Notwendig ist dann bald auch die Veränderung der universitären Ausbildung, um die Schätze der Digitalisierung im Sinne des Fortschrittes in der Gesellschaft und der Sozialwissenschaft heben zu können und diese nicht nur multinationalen Konzernen zu überlassen.

Christian Stegbauer

## Literatur

- Podolny, J.M., Page, K.L. 1998: Network Forms of Organization. *Annual Review of Sociology*, 24. Jg., 57–76.
- Powell, W.W. 1990: Neither Market nor Hierarchy: Network Forms of Organization. *Research in Organizational Behavior*, 12. Jg., 295–336.
- Stegbauer, C. 2001: Grenzen virtueller Gemeinschaft. Strukturen internetbasierter Kommunikationsforen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Stegbauer, C. 2009: Wikipedia. Das Rätsel der Kooperation. Wiesbaden: VS.
- Stegbauer, C. 2016: Grundlagen der Netzwerkforschung: Situation, Mikronetzwerke und Kultur. Wiesbaden: Springer VS.
- Stegbauer, C., Rausch, A. 2012: How International Are International Congresses? *Connections*, 32. Jg., 1–11.
- Swidler, A. 1986. Culture in Action: Symbols and Strategies. *American Sociological Review*, 51. Jg., 273–286.
- Wasserman, S., Faust, K. 1994: Social network analysis. Methods and applications, Bd. 8. Cambridge, New York: Cambridge University Press.

## Relationales Denken diesseits und jenseits der Netzwerkforschung

Die Netzwerkforschung ist eine perspektivische Einladung, soziale Phänomene als Ausdruck und nicht als Voraussetzung situierter Handelns in Beziehungen zu betrachten. Jede Perspektive und Theorie beruht auf Annahmen. Die der Netzwerkforschung zugrundeliegende relationale Perspektive beruht auf dem antikategorischen Imperativ (Emirbayer, Goodwin 1994): Gesellschaftliche Formen resultieren nicht allein aus kategorialen, vermeintlich unabhängigen Attributen von Menschen und Organisationen. Stattdes-

sen sind es alltägliche Situationen, in denen soziale Beziehungen die individuellen und gesellschaftlichen Verhältnisse auf kontingente Weise bestimmen. Menschen handeln in Abhängigkeit situativer und struktureller Gelegenheiten und nicht allein aufgrund »übersozialisierter« Verinnerlichung vorgegebener Normen oder »untersozialisierter« Befolgung von Logiken wie zum Beispiel der Rationalität, so die einst von Granovetter postulierte Grundannahme.

Werden wir einen Moment praktisch. Kategoriales Denken finden wir in der Argumentation, dass schlechte Teamarbeit in mangelnder Qualifikation oder Fähigkeiten der Mitstreiter begründet liege. Kündigung und effektivere Rekrutierung seien eine angemessene Lösung. Relationales Denken hingegen liegt der Erwartung zugrunde, dass der Erfolg der Teamarbeit von Spezialisierung, Kooperation und den Beziehungen zwischen den daraus hervorgehenden Positionen abhängt. Strukturen und Abläufe zu prüfen, Mitarbeiter neu einzubinden, wäre eine angemessene Lösung. Kasieren Makler hohe Prämien, weil sie gierig sind, oder weil sie monopolistische strukturelle Positionen in Marktnetzen besetzen, die unumgänglich für die übrigen Marktteilnehmer sind? Empirisch sind jeweils beide Szenarien möglich. Für welche Perspektive aber können wir uns begeistern?

Wer dem Charme einer relationalen Perspektive erliegt und die Netzwerkforschung über die letzten Jahre verfolgt oder gar mitgestaltet hat, wird zustimmen, dass viele neue Einsichten gewonnen und Methoden entwickelt worden sind. Der Platz würde nicht reichen, diese hier zu würdigen. Wohl aber bestehen auch Defizite, die auf das Potenzial und die zukünftigen Herausforderungen der Netzwerkforschung hinweisen. In diesem Kurzbeitrag weise ich auf die apriorischen Grenzen der Netzwerkforschung ebenso hin wie auf drei zentrale Herausforderungen zukünftiger Forschung, deren Bewältigung sowohl die interdisziplinäre Zusammenarbeit als auch das Interesse an und die Hinwendung zur gesellschaftlichen Praxis erfordert.

Die erste Herausforderung sehe ich darin, dass die Netzwerkforschung immer noch sehr methodengetrieben ist und sich häufig in der Beschreibung von Netzwerkcharakteristika erschöpft. In Anlehnung an den Geographen Benno Werlen könnte man sagen, dass sie in der Phase einer halbierten Revolution steckt, bei der die Theorieentwicklung der Methodeninnovation hinterherhinkt. Um aber langfristig relevante Beiträge in den Sozialwissenschaften zu leisten und Anschluss an die fachtheoretischen Debatten zu gewinnen, müssen die Chancen relationalen Denkens vor al-

lem dafür genutzt werden, alternative Erklärungsangebote sozialer Phänomene zu entwerfen (vgl. Stegbauer in diesem Heft) und gegenstandsbezogene Netzwerktheorien zu entwickeln, die wie im Falle der Innovationsforschung auch zu kontraintuitiven Einsichten führen können (Glückler 2014).

Zweitens steht die Netzwerkforschung vor der Herausforderung, die Spannungsverhältnisse zwischen Formalismus und Relationalismus einerseits (Erikson 2013) und zwischen Allgemeingültigkeit und Kontextualität struktureller Erkenntnisse andererseits zu bewältigen (Hidalgo 2016). Denn während sich die naturwissenschaftliche Netzwerkforschung für die universellen Grundprinzipien von Netzwerkcharakteristika interessiert und gerade deshalb absichtlich Äpfel mit Birnen vergleicht, stehen sozialwissenschaftliche Netzwerkforscher vor dem Problem kontextspezifischer Bedeutungszusammenhänge und daher kontingenter sozialer Wirkungen sonst gleicher Netzwerkcharakteristika. Einen wirklichen Anschluss in den Sozialwissenschaften erzielt die Netzwerkforschung erst dann, wenn die Qualität sozialer Netzwerke und ihrer Charakteristika nicht nur topologisch vermessen, sondern auch in ihren Bedeutungszusammenhängen erfasst wird (Pachucki, Breiger 2010). Dies erfordert sowohl den interessierten Austausch mit relationalen Ansätzen außerhalb der formalen Strukturanalyse als auch den vertieften Feldzugang, der sich nicht in der Verarbeitung relationaler Sekundärdaten erschöpft, sondern über gemischte Methodenansätze (zum Beispiel Glückler, Hammer 2012) stets auch den qualitativen Zugang zum Gegenstand sucht.

Drittens hat die theorieorientierte Netzwerkforschung ihre größten Erfolge bei knotenbezogenen Fragestellungen erzielt: Wie erlangen Menschen Prestige, wie gelangen sie in zentrale Positionen? Welche Vorteile (Nachteile) sind mit zentralen (peripheren) Positionen verbunden und welche Positionen führen zu welcher Ausbeute an sozialem Kapital? Gerade in der Innovationsforschung sind knotenbasierte Netzwerktheorien wie die der *structural holes* oder der *structural folds* etabliert. Demgegenüber stehen netzwerkbezogene Fragestellungen noch am Anfang. Sie beziehen sich auf die zugrundeliegende Strukturlogik eines ganzen Netzwerks und fragen nach der konstitutiven Bedeutung der Gesamtstruktur, ihrer evolutionären Dynamik und ihren kollektiven Wirkungen bzw. Vorbedingungen (Glückler, Doreian 2016). Wenngleich Methoden wie die Blockmodellanalyse oder auch die Analyse dominanter Pfade schon seit den 1970er Jahren entwickelt wurden, ist die theorieorientierte Forschung zur inneren Strukturlogik der Arbeitsteilung in Organisationen, Märkten und Industrien (zum Bei-

spiel Glückler, Panitz 2016), zu Zentrum-Peripherie-Strukturen in lokalen und globalen Produktionssystemen oder zur Analyse technologischer Entwicklungspfade bis heute eher eingeschränkt.

Jenseits dieser Chancen gilt es aber auch die apriorischen Grenzen der Netzwerkforschung anzuerkennen. Wenn soziale Netzwerke die Struktur bedeutungsvoller sozialer Beziehungen beschreiben, dann muss die Netzwerkforschung wie jede andere Perspektive auch auf Grenzen in ihrer Beschreibungs- und Erklärungskraft stoßen (Fuhse in diesem Heft). So lernen Menschen beispielsweise nicht ausschließlich durch Interaktion und soziale Beziehungen, sondern auch durch nicht-interaktive Lernprozesse, das heißt durch Beobachtung, Versuch und Irrtum oder die Rezeption medialer Inhalte. Information, Innovation und Lernprozesse lassen sich demnach nicht ausschließlich durch die Analyse von Beziehungsstrukturen hinreichend erklären (Glückler 2013). Diese Einsicht impliziert einerseits, dass die soziale Netzwerkforschung keinen universellen Erklärungsanspruch erheben kann. Andererseits wird deutlich, dass eine relationale Perspektive nicht ausschließlich auf die formale Analyse sozialer Beziehungen zu reduzieren ist, sondern grundsätzlich offen für viele methodische Zugänge bleibt, weil sie letztlich ein Theorieprojekt sein sollte (vgl. Stegbauer in diesem Heft).

Interessanterweise haben sich formale Netzwerkanalyse und relationales Denken in der Geographie geradezu unabhängig voneinander entwickelt. Die formale Netzwerkanalyse war in der Geographie bereits in den 1960er Jahren etabliert. Die sogenannte Netzwerkgeometrie löste einen Boom in der quantitativen Regionalforschung aus, um kürzeste Routen und optimale Infrastrukturnetze zu berechnen und zu planen. Diese materielle Strukturanalyse verlor in den 1980er Jahren wieder an Bedeutung. Erst Ende der 1980er Jahre entfaltete sich eine relationale Perspektive in der Geographie, die soziales und wirtschaftliches Handeln über die Eigenschaften von Regionen stellte und die sozioökonomische Entwicklung als kontextspezifischen, pfadabhängigen und doch kontingenten Prozess erkannte (Glückler, Bathelt 2003). Erst seit Ende der 1990er Jahre hielt die formale Analyse diesmal sozialer Netzwerke wieder Einzug in das Fach.

Die relationale Perspektive bietet heute einen vielversprechenden Sprachschatz für den interdisziplinären Austausch. Ein Beispiel interdisziplinärer Befruchtung ist das gemeinsame Interesse in Geographie, Organisationsforschung, Ökonomie und Soziologie an Innovationsprozessen. Geradezu erstaunlich ist jedoch die Sprachlosigkeit zwischen den Feldern, wenn es

um die Bedeutung von Raum und Ort bzw. Netzwerk und Beziehung für Innovationen geht. Denn während Geographen sich zumeist auf die Rolle räumlicher Nähe und lokaler spillover-Effekte in der Wissensgenerierung konzentrieren, zeichnet sich das Gros wirtschaftssoziologischer Studien entweder durch eine Ausblendung der räumlichen Dimension oder aber durch ein problematisches Verständnis von Raum als rein metrischer Entfernung aus. Erst in den letzten Jahren haben Forscher der genannten Fächer über die Sprache der Netzwerkforschung in Austausch und Kooperation gefunden, um neue Forschungsdesigns zur Analyse der Interdependenzen von Raum, Netzwerk und Lernen zu erarbeiten (vgl. Glückler, Lazega, Hammer 2017).

Kommen wir zurück zum Potenzial der Netzwerkforschung, alternative Erklärungs- und Lösungsangebote für gesellschaftliche Herausforderungen zu schaffen. Relational denken bedeutet, umzudenken und neue Alternativen zuzulassen: *hire and fire* oder relationale Arbeit? *Open* oder *closed innovation*? Teilen oder Besitzen? Solange die Netzwerkforschung außerwissenschaftliche Anspruchsgruppen nicht erreicht, werden neue Modelle auch keine neuen Handlungsansätze in der Praxis schaffen. Die Netzwerkforschung braucht neben der wissenschaftlichen Interdisziplinarität den Austausch mit der Praxis, auch auf das Risiko des Scheiterns so mancher (zu universeller) Theorie hin.

Johannes Glückler

## Literatur

- Bathelt, H., Glückler, J. 2011: *The Relational Economy. Geographies of Knowing and Learning*. Oxford: Oxford University Press.
- Emirbayer, M., Goodwin, J. 1994: Network analysis, culture, and the problem of agency. *American Journal of Sociology*, 99. Jg., 1411–1454.
- Erikson, E. 2013: Formalist and relationalist theory in social network analysis. *Sociological Theory*, 31. Jg., 219–242.
- Glückler, J. 2013: Knowledge, networks and space: Connectivity and the problem of non-interactive learning. *Regional Studies*, 47. Jg., 880–894.
- Glückler J 2014: How controversial innovation succeeds in the periphery? A network perspective of BASF Argentina. *Journal of Economic Geography*, 14. Jg., 903–927.

- Glückler, J., Bathelt, H. 2003: Relationale Wirtschaftsgeographie: Grundperspektiven und Schlüsselkonzepte. In H. Gebhardt, P. Reuber, G. Wolkersdorfer (Hg.) *Kulturgeographie*. Stuttgart: Spektrum, 171–190.
- Glückler, J., Doreian, P. 2016: Editorial: Social network analysis and economic geography – Positional, evolutionary and multi-level approaches. *Journal of Economic Geography*, 16. Jg., Special Issue: Social Network Analysis and Economic Geography. DOI: 10.1093/jeg/lbw041.
- Glückler, J., Hammer, I. 2012: Situative Organisatorische Netzwerkanalyse. In J. Glückler, W. Dehning, M. Janneck, T. Armbrüster (Hg.) *Unternehmensnetzwerke. Architekturen, Strukturen und Strategien*. Heidelberg: Springer Gabler, 73–93.
- Glückler, J., Lazega, E., Hammer, I. (Hg.) 2017: *Knowledge and Networks*. Knowledge and Space Series, Band 11. Berlin: Springer.
- Glückler, J., Panitz, R. 2016: Unpacking social divisions of labor in markets: Generalized blockmodeling and the network boom in stock photography. *Social Networks*, 47. Jg., 156–166.
- Hidalgo, C.A. 2016: Disconnected, fragmented, or united? A trans-disciplinary review of network science. *Applied Network Science*, 1. Jg., 1–19.
- Pachucki, M.A., Breiger, R.L. 2010: Cultural holes: Beyond relationality in social networks and culture. *Annual Review of Sociology*, 36. Jg., 205–224.

## Soziale Beziehungsnetze: Realität und Konstruktion

Die sozialwissenschaftliche Netzwerkforschung untersucht ganz verschiedene soziale Phänomene hinsichtlich der Muster von sozialen Beziehungen. Forschungspraktisch werden Phänomene wie Schulklassen, Protestbewegungen, Unternehmen, ökonomische Märkte oder auch soziale Ungleichheiten auf die sozialen Beziehungsnetze reduziert und diese als wichtige Ebene ihrer komplexen Realität betrachtet (Fuhse 2016). Netzwerke sollen dabei verantwortlich sein für den Fortbestand und Erfolg von Kollektiven (sozialen Bewegungen, Terrorgruppen; Baldassari, Diani 2007), für Chancen und Mobilität von Akteuren (etwa auf dem Arbeitsmarkt; Granovetter 1973) und für die Entstehung von Innovation und Kreativität (Collins 1998).

## Perspektive

Wie andere Ansätze (etwa die Wissenssoziologie und der symbolische Interaktionismus) stellt die Netzwerkforschung einen *bestimmten Aspekt der sozialen Realität* in den Mittelpunkt. Um die Bedeutung von Netzwerken zu erfassen, werden diese aber in Zusammenhang gestellt mit anderen Aspekten des Sozialen – von individuellem Verhalten und Mobilität über soziale Kategorien, Institutionen und kulturelle Formationen bis hin zu ökonomischer, politischer und wissenschaftlicher Performanz. Dabei zeigt sich regelmäßig ein deutlicher Einfluss von Netzwerkkonstellationen auf andere »soziale Tatsachen« (Durkheim). Mit dieser Vorgehensweise sind zwei Festlegungen verbunden:

1. Die Netzwerkforschung nimmt eine bestimmte Perspektive auf das Soziale ein und verfolgt spezifische methodische Vorgehensweisen. Die dabei konstruierten und untersuchten *sozialen Netzwerke* markieren aber nicht nur ein analytisches Konstrukt. Vielmehr stehen sie für ein bestimmtes soziales Phänomen – die Netze sozialer Beziehungen. Diese bilden eine wichtige und eigenständige Ebene sozialer Strukturen und werden alltagsweltlich mit Begriffen von Bekanntschaft, Freundschaft, Bündnis, Patronage, Konfliktparteien und inzwischen auch mit »Sozialkapital« und »Netzwerken« verknüpft.

2. Nicht alles ist Netzwerk. Soziale Beziehungsnetze sind als Phänomen auf vielfältige Weise mit *anderen Aspekten des Sozialen* verknüpft und teilweise sogar verwoben:

- Sozio-ökonomische Ungleichheiten werden durch Netzwerke im Bildungsbereich, auf dem Arbeitsmarkt und in Unternehmen mitbestimmt, kulturelle Unterschiede durch Netzwerke in Subkulturen und Milieus geprägt. Umgekehrt bilden sich Netzwerke aber auch im Bildungsbereich und am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft und aus Ähnlichkeiten im Lebensstil heraus.
- Kulturelle Institutionen wie das heterosexuelle Liebesideal prägen soziale Beziehungsnetze, sind von diesen aber auch in ihrer Verbreitung und in der Aushandlung der mit ihnen verknüpften Erwartungen abhängig.
- Das Geschehen in gesellschaftlichen Feldern wie der Politik, der Wirtschaft oder der Wissenschaft läuft teilweise über Netzwerke, teilweise aber auch über generalisierte Interaktionsmedien wie Geld oder wissenschaftliche Wahrheit. Netzwerke entstehen in Teilen aus den Gelegenheits- und den Sinnstrukturen in gesellschaftlichen Feldern.

Soziale Netzwerke sollten damit nicht einfach zum Zentralkonzept einer neuen Gesellschaftsformation und zur Kernstruktur einer *Netzwerkgesellschaft* (v)erklärt werden (Castells 2010; Rainie, Wellman 2012). Vielmehr gilt es, die vielfältigen Verbindungen von Netzwerken und anderen sozialen Tatsachen in den Blick zu nehmen und empirisch zu untersuchen. Die Netzwerkforschung liefert hierfür das nötige Werkzeug. Zugleich braucht es eine theoretische Reflexion und Verständigung: Was sind soziale Beziehungsnetze genau, und warum sollten sie eine solch wichtige Rolle im Sozialen spielen (siehe Glückler in diesem Heft)?

## Gegenstand

Oft werden Netzwerke als Ergebnis und als Wiederhall von *objektiven Umweltfaktoren* betrachtet, von individuellen Dispositionen bis zu technischen Kommunikationsmöglichkeiten und physischen Distanzen. So lässt sich etwa der ökonomische und politische Aufstieg Moskaus unter den spätmittelalterlichen Rus auf seine zentrale Lage im Netzwerk der Flüsse zwischen Ostsee und Schwarzem Meer zurückführen (Pitts 1979). Mit einem solchen Ansatz wären Netzwerke lediglich ein *analytisches Instrument* für die Abbildung solcher objektiver Faktoren.

Dagegen sehe ich Beziehungsnetze selbst als ein wichtiges *soziales Phänomen*. Sie bestehen nicht nur aus beobachtbaren *Kommunikationsflüssen*, sondern auch aus diesen zugrunde liegenden *Verhaltenserwartungen* (Fuhse 2009). Eine soziale Beziehung hat damit einen Gedächtniseffekt: In der Kommunikation zwischen Alter und Ego bilden sich Erwartungen, wie diese sich wohl in Zukunft zueinander verhalten – und diese Erwartungen strukturieren die Folgekommunikation zwischen beiden. Soziale Beziehungen und Netzwerke können dabei als Erwartungsstrukturen sowohl an individuellen, wie auch an kollektiven und korporativen Akteuren festmachen. Entscheidend hierfür sind die Zuschreibung von Handeln auf die jeweiligen sozialen Einheiten und die Bildung entsprechender Erwartungen für deren Verhalten gegenüber anderen Akteuren (Fuhse 2015).

Nicht alle Kommunikation führt zu solchen relationalen Erwartungen. Beispielsweise an der Supermarktkasse läuft die Kommunikation mit einem Kassierer häufig auch beim hundertsten Aufeinandertreffen nicht anders als mit seinen Kolleginnen und Kollegen. Hier wie auch sonst im Sozialen wirkt und entsteht eine Fülle von Erwartungsstrukturen: kulturelle Bedeu-

tungen, Preise, formale Rollenstrukturen etc. Soziale Netzwerke bilden nur einen kleinen, aber wichtigen Teil dieser sozialen Strukturen.

### Andere Relationen

In dieser Bestimmung sind durchaus nicht alle sozialen Konstellationen als »Netzwerke« zu fassen. Etwa die »objektiven Relationen« bei Bourdieu bestehen aus Ungleichverteilungen von ökonomischem, kulturellem, symbolischem und sozialem Kapital (je nach betrachtetem Feld). Dahinter stehen keine sozialen Beziehungen mit je eigener Geschichte und eigenen Erwartungen. Entsprechend sind sie theoretisch anders einzuordnen als die sozialen Beziehungsnetze der Netzwerkforschung.

Auch die in den *Digital Humanities* konstruierten »kulturellen Netzwerke« zwischen Symbolen (zum Beispiel Wörtern; Mohr 1998) und die von der Akteur-Netzwerk-Theorie betrachteten sozio-technischen Assoziationen zwischen menschlichen Aktanten und materialen Objekten (Latour 2005; siehe Häußling in diesem Heft) entsprechen nicht den »relationalen Erwartungen« in sozialen Netzwerken. Für Bourdieus »objektive«, für symbolische und für sozio-materielle Relationen braucht es jeweils eigene methodische Werkzeuge – insbesondere aber auch eine theoretische Reflexion darüber, inwiefern und inwieweit sie eine eigenständige Ebene des Sozialen analog zu den hier betrachteten sozialen Beziehungsnetzen bilden.

Jan Fuhse

### Literatur

- Baldassari, D., Diani, M. 2007: The Integrative Power of Civic Networks. *American Journal of Sociology*, 113. Jg., Heft 3, 735–780.
- Castells, M. 2010: *The Rise of the Network Society*. Second Edition. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Collins, R. 1998: *The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change*. Cambridge, Ma.: Belknap.
- Fuhse, J. 2009: The Meaning Structure of Social Networks. *Sociological Theory*, 27. Jg., Heft 1, 51–73.
- Fuhse, J. 2015: Networks from Communication. *European Journal of Social Theory*, 18. Jg., Heft 1, 39–59.

- Fuhse, J. 2016: Soziale Netzwerke. Konzepte und Forschungsmethoden. Konstanz: UVK.
- Granovetter, M. 1973: The Strength of Weak Ties. *American Journal of Sociology* 78. Jg., Heft 6, 1360–1380.
- Ratour, B. 2005: Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network Theory. New York: Oxford University Press.
- Mohr, J. 1998: Measuring Meaning Structures. *Annual Review of Sociology*, 24. Jg., 345–370.
- Pitts, F. 1979: The medieval river trade network of Russia revisited. *Social Networks*, 1. Jg., Heft 3, 285–292.
- Rainie, L., Wellman, B. 2012: Networked. The New Social Operating System. Cambridge, Ma.: MIT Press.

## Bausteine und Perspektiven ethnologischer Netzwerkforschung – ein Blick zurück nach vorn

»Die Analyse sozialer Netzwerke begann in der britischen Sozialanthropologie«. So leitet Thomas Schweizer (1989: VII) einen »modernen Klassiker« ein, mit dem die ethnologische Netzwerkforschung auch in der deutschsprachigen Ethnologie salonfähig werden sollte. Seither hat die Soziale Netzwerk-Analyse (SNA) national wie international einen regelrechten Boom erlebt, und zieht heute vom Managementconsultant bis zur theoretischen Physikerin vor allem jüngere Forscherinnen und Forscher an. Angesichts der Bedeutung der Ethnologie als eine der Geburtshelferinnen der SNA trifft man bei internationalen Netzwerkkongressen oder auf Summerschools heute vergleichsweise wenige EthnologInnen. Auch in neuere Handbücher verirren sich kaum jüngere FachkollegInnen, ganz zu schweigen von thematischen Einführungsbüchern, die in Deutschland und international wesentlich von soziologischen Perspektiven geprägt sind. Im Folgenden zeichne ich in groben Strichen ethnologische Netzwerkspuren nach und frage am Ende nach Perspektiven einer »ethnologischen« Netzwerkforschung.

## Frühphase

Wesentliche Elemente sozialer Netzwerkstrukturen, so die Rolle des Vertrauens zwischen Netzwerkpartnern, das Funktionieren von Netzwerken auch ohne Kenntnis der Gesamtstruktur sowie die kulturelle Einbettung von Netzwerken wurden schon in Bronislaw Malinowskis »Argonauts of the Western Pacific«, einem ethnografischen Schlüsselwerk Anfang der 1920er Jahre aufgedeckt (Schönhuth i.E.). Dessen zentrales Element, der sogenannte »Kula-Ring« konnte aufgrund der exakten Beschreibungen Malinowskis noch über 50 Jahre später einer graphentheoretischen Analyse unterzogen werden (Hage 1977). »Muster sozialer Ordnung« hatte schon zuvor Lewis Henry Morgan in seiner Studie zu indianischen Verwandtschaftssystemen in Nordamerika in den 1860er Jahren untersucht (Morgan 1997). Ein ethnologisch-historischer Referenzpunkt für die SNA sind die Arbeiten des Mitbegründers des britischen Strukturfunktionalismus Alfred Reginald Radcliffe-Brown. Er hat zwar nie selbst Netzwerke erhoben, aber den Begriff und eine Generation von Schülern seit Anfang der 1940er Jahre geprägt. Sein Strukturfunktionalismus interessierte sich primär für das in Rollen geronnene Verhalten sozialer Gruppen, das tatsächliche Handeln diente nur als Rohmaterial für das Erkennen abstrakter Strukturprinzipien (Schweizer 1989: 5). Max Gluckman und dessen sozialanthropologische Manchester-School ergänzten diesen starren, aktorsfreien Zugang im Rahmen ihrer stadtnethnologischen, mit fluiden Beziehungen konfrontierten Forschungen durch ethnografisch erhobene, situative Fallschilderungen. Der übers Fach hinaus wohl einflussreichste Vertreter dieser frühen Phase war William Lloyd Warner, der während seines Ethnologie-Studiums in Berkeley auch Malinowski kennengelernt hatte und bei den berühmten Hawthorne-Studien (1927–1932) zeigen konnte, dass Arbeitsleistung und Zufriedenheit der Beschäftigten ganz wesentlich von der Zugehörigkeit zu informellen sozialen Netzwerken, und nicht so sehr von der Lohnmotivation abhingen. Elliot Chapple, einer seiner Schüler, entwickelte sogar einen speziellen »Interaktions-Chronographen«, mit dem sich Interaktionen zwischen Akteuren während Beobachtungsstudien aufzeichnen ließen (Freeman 2004). Seine Bemühungen, die ethnologische Erforschung sozialer Strukturen auf eine formalere Grundlage zu stellen, stießen jedoch auf wenig Gegenliebe bei seinen Harvard-Kollegen, und so »verdorrte« dieser frühe Zweig ethnologischer Netzwerkforschung ebenso wie der des französischen Begründers der strukturalen Anthropologie Claude Lévi-Strauss,

der die von Warner 20 Jahre zuvor untersuchten Verwandtschaftssysteme im Anhang seiner Dissertation über die elementaren Strukturen von Verwandtschaft 1949 mit algebraischen Modellen aufbereiten ließ (Freeman 2004: 81).

## Entwicklungspfade

In Freemans umfassendem und kenntnisreichem Werk zur Entwicklung der SNA lässt sich auch die weitere Entwicklung der ethnologischen Netzwerkforschung – mit Bruce Kapferer, John Barnes, J. Clyde Mitchell, A.L. Epstein, Elizabeth Bott, Siegfried Nadel und Jeremy Boissevain als vielleicht wichtigsten Vertretern – gut nachvollziehen. Bis in die 1970er Jahre hatten diese zentralen Anteil an der konzeptionellen Entwicklung der SNA. Danach nahm die Bedeutung der Ethnologie für die SNA kontinuierlich ab (Schneegg 2010). Die Gründe dafür waren ganz ähnlich wie jene, die auch die Harvard-Forscher und den französischen Strukturalismus ausgebremst hatten: die Sorge der Mainstream-Ethnologie vor einer Formalisierung oder gar Mathematisierung der sich seit Malinowskis Zeiten als »holistisch« und »verstehend« begreifenden Disziplin. Mit Clifford Geertz' Arbeiten zur »dichten Beschreibung« als Königsweg ethnologischer Feldforschung, mit denen in den frühen 1970er Jahren die »interpretative Wende« im Fach eingeläutet wurde, verstärkte sich dieser ablehnende Trend. Ich selbst erinnere mich noch gut an eine nationale ethnologische Fachtagung Mitte der 1980er, in der ein gewisser Thomas Schweizer für seine formalen Analysen ländlicher Sozialorganisation in Java von etablierten Fachvertretern für seine »unethnologischen« (netzwerkanalytischen) Auswertungen harsche Kritik bezog. Aus ganz anderen Gründen, nämlich der angeblichen Untauglichkeit des SNA-Konzeptes, in einer zunehmend entgrenzten und vielfach verflochtenen Welt noch abgrenzbare Gesamtnetzwerke untersuchen zu können, wandte sich mit Ulf Hannerz ein weiterer einflussreicher Fachvertreter in den 1990ern von dem als zu »rigide« verstandenen analytischen Netzwerkkonzept ab (Hannerz zit. in Schneegg 2010: 861). Schweizer selbst öffnete in derselben Zeit mit seinem Konzept einer »analytischen Ethnologie« und Schlüsselwerken zur ethnologischen SNA (1989, 1996) im deutschsprachigen Raum das Feld für eine neue Generation ethnologischer NetzwerkforscherInnen – die ausgerechnet mit Studien zu Migration und Globalisierung auf sich aufmerksam machte –

und schaffte durch seine Verbindungen zur US-amerikanischen Netzwerkforscherszene (Schweizer, White 1998) auch eine internationale Anbindung. Brückenbildend waren in dieser Zeit auch Arbeiten, die sich mit der (kulturellen) Eingebettetheit von Netzwerkakteuren befassten (Granovetter 1985) bzw. das Verhältnis zwischen »Structure & Agency« ausloteten (Emirbayer, Goodwin 1994; Emirbayer, Mische 1998). Über die Analyse kultureller Domänen (Borgatti 1998) gab es auch methodologische Schnittmengen.

### Perspektiven

Das Besondere an der ethnologischen Netzwerkforschung ist, dass sie Netzwerkdaten durch offene Befragungen und teilnehmende Beobachtungen ergänzt und überprüft (Schnegg 2010: 864), sich immer auch für die »Geschichten hinter den Knoten und Kanten« interessiert und diese mit-erhebt. Allerdings bestehen alte Gräben zwischen analytischen und interpretativen Ansätzen fort. Es ist auffällig, dass etablierte ethnologische NetzwerkforscherInnen oft eine mathematische Ausbildung mitbringen, oder zumindest mit mathematisch affinen KollegInnen zusammenarbeiten (Schweizer, White 1998). Die ethnologische Netzwerkszene ist überschaubar geblieben und hat nach wie vor Cliquencharakter. Dort, wo die SNA sich qualitativen Ansätzen öffnet (Domínguez, Hollstein 2014), ergeben sich allerdings Anknüpfungspunkte, ebenso in der stark qualitativ und partizipativ orientierten visuellen Netzwerkforschung (Schönhuth et al. 2014). Ob das für eine Wiederbelebung des ethnologischen Zweigs der Netzwerkanalyse ausreicht, steht dahin. Schauen Sie einfach auf die Teilnehmerlisten und Themen zukünftiger Tagungen.

Michael Schönhuth

### Literatur

- Borgatti, S.P. 1998: »Elicitation Methods for Cultural Domain Analysis« In J. Schensul, M. LeCompte (Hg.), *The Ethnographer's Toolkit*. Band 3. Walnut Creek: Altamira Press, 115–151.
- Domínguez, S., Hollstein, B. (Hg.) 2014: *Mixed Methods in Social Network Research. Design and Applications*. New York: Cambridge University Press.

- Emirbayer, M., Mische, A. 1998: What is agency? *American Journal of Sociology* 103. Jg., 962–1023.
- Emirbayer, M., Goodwin, J. 1994: Network analysis, culture, and the problem of agency. *American Journal of Sociology*, 6. Jg., 1411–1454.
- Freeman, L.C. 2004: *The Development of Social Network Analysis. A Study in the Sociology of Science*. Vancouver, B.C.: Empirical Press.
- Geertz, C. 1973: *Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture*. In C. Geertz, *The Interpretation of Cultures: Selected Essays*. New York: Basic Books, 3–30.
- Granovetter, M. 1985: Economic Action and Social Structure: the Problem of Embeddedness. *American Journal of Sociology*, 91. Jg., 481–493.
- Hage, P. 1977: Centrality in the Kula Ring. *The Journal of the Polynesian Society*, 86. Jg., 27–36.
- Morgan, L.H. 1997 [1871]: *Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family*. University of Nebraska Press, Lincoln.
- Schnegg, M. 2010: Ethnologie. In C. Stegbauer, R. Häußling (Hg.), *Handbuch Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS, 859–868.
- Schönhuth, M. i.E.: Malinowski, Bronislaw (1922): *Argonauts of the Western Pacific*. In C. Stegbauer, B. Holzer (Hg.), *Schlüsselwerke der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: VS.
- Schönhuth, M., Gamper, M., Kronenwett, M., Stark, M. (Hg.) 2014: *Visuelle Netzwerkforschung. Qualitative, quantitative und partizipative Zugänge*. Bielefeld: Transcript.
- Schweizer, T. (Hg.) 1989: *Netzwerkanalyse: Ethnologische Perspektiven*. Berlin: Reimer.
- Schweizer, T. 1996: *Muster sozialer Ordnung: Netzwerkanalyse als Fundament der Sozialethnologie*. Berlin: Reimer.
- Schweizer, T., White D.R. (Hg.) 1998: *Kinship, Networks and Exchange. Structural Analysis in the Social Sciences Series*. New York, Cambridge: Cambridge University Press.

## Netzwerke in der Politik- und Verwaltungswissenschaft

Politische Netzwerke umfassen vielfältige materielle und immaterielle Beziehungen, die direkt und indirekt mit politischer Macht verbunden sind. Häufig genannte Relationen sind Unterstützung, Kooperation und Informationsaustausch. Knoten können Personen, Organisationen und auch ganze Staaten sein. Die Netzwerkforschung hat diesen politischen Bereich recht früh entdeckt. Inspiriert durch anthropologische Studien kleiner Gemeinschaften widmete sich die erste prominente politische Netzwerkanalyse

se in den 1970er Jahren den Beziehungsstrukturen in einer deutschen Kleinstadt (Laumann, Pappi 1976). Von dieser lokalen Ebene breitete sich Netzwerkanalyse danach in alle Teilbereiche der Politik aus, wie sie heute in der Politikwissenschaft ausdifferenziert sind: Innenpolitik, Vergleichende Politik, Internationale Politik, Policy- und Verwaltungsforschung und natürlich Politische Theorie. Daneben gibt es Brückengebiete wie zum Beispiel Politische Soziologie, Politische Ökonomie und Politische Kommunikation; auch dort expandiert die Netzwerkforschung.

Die subdisziplinäre Ausbreitungsbewegung ist das Thema dieses kurzen Artikels. Der begrenzte Rahmen erlaubt nur einen knappen Überblick, für detaillierte Übersichten muss auf aktuelle Reviews verwiesen werden (Hafner-Burton, Kahler, Montgomery 2009; Isett et al. 2011; Ward, Stovel, Sacks 2011). Die Ausbreitung wird anhand von stark zitierten Arbeiten dargestellt. In einem weiteren Schritt werden zwei Hauptströmungen unterschieden, die unterschiedliche Netzwerkbegriffe verwenden und auch unterschiedliche Erkenntnisinteressen verfolgen.

Die bereits erwähnte innen- und lokalpolitische Studie behandelte Beziehungen innerhalb der Entscheidungselite einer deutschen Kleinstadt. Mit den Methoden der multidimensionalen Skalierung und der Cliquenanalyse wird eine pluralistische Macht- und Konfliktstruktur beschrieben, in der einerseits viele Personen zu den lokalen Entscheidungsträgern gezählt werden, andererseits – durch verschiedene Konfliktlinien getrennt – unterschiedlich mächtige Einflusscluster identifiziert werden, die an wichtigen kommunalpolitischen Entscheidungen beteiligt waren.

In den Jahrzehnten danach entstanden Analysen auf nationaler und internationaler Ebene, wobei auf diesen »oberen« politischen Ebenen fast ausschließlich Beziehungen zwischen Organisationen untersucht wurden. Die größte Ausbreitungswelle konnte in den 1980er und 1990er Jahren in der *Policy- und Verwaltungsforschung* beobachtet werden, in der einerseits Beziehungsmuster ganzer Politikfelder (zum Beispiel Arbeitspolitik) oder spezifische Einflußstrukturen bei der Initiierung, Formulierung und Implementation konkreter politischer Maßnahmen (public policies) untersucht wurden. Ein Klassiker der verwaltungswissenschaftlichen Politiknetzwerkforschung ist eine gesundheitspolitische Studie, die die Wirksamkeit von Netzwerkstrukturen erforscht (Provan, Milward 1995).

Die erste prominente Netzwerkstudie in der Politikfeldanalyse haben Laumann und Knoke (1987) zu den Politikfeldern Energie und Gesundheit in den USA vorgelegt. Dort wird zum einen die Pluralismusthese der Auf-

teilung politischer Macht unter vielen Gruppen und Funktionseliten gestützt und zum anderen die Rolle von Information als wichtige Einfluss- und Tauschressource beim Policy-Making betont. Im Gegensatz zu Theoremsätzen, in denen nur wenige mächtige Akteure politische Entscheidungen bestimmen, eröffnete diese Netzwerkperspektive nicht nur einen differenzierten Blick auf die Aufteilung politischer Macht und die Vielzahl und Vielfalt relativ autonomer staatlich-politischer Akteure, sondern sie betonte auch die Bedeutung (zivil)gesellschaftlicher Akteure an der politischen Problemverarbeitung.

In der Vergleichenden Politik sticht die Studie um die Forschergruppe Knoke et al. (1996) hervor, in der die oben skizzierte analytische Perspektive durch einen Vergleich von Netzwerken im Politikfeld Arbeit in den USA, Deutschland und Japan erweitert wurde. Auch hier konnte die These der pluralistischen Machtdifferenzierung insoweit unterstützt werden, als in allen drei Ländern viele staatliche und gesellschaftliche Organisationen identifiziert werden konnten, die über vielfältige formelle und informelle politische Beziehungen in das Policy-Making einbezogen waren. Im Vergleich wurde jedoch deutlich, dass das pluralistische Spektrum politischer Organisationen und deren Einflusspositionen sehr stark von den nationalen politischen Systemen geprägt wurde. Unterschiedliche Parteien-, Verwaltungs- und Verbändesysteme strukturieren die Interaktion und Kommunikation politischer Akteure auf verschiedene Weise. In den USA und Japan wurde den politischen Parteien, in Deutschland aber den Ministerien dabei der höchste Einfluss zugeschrieben.

Die Netzwerkforschung in der Internationalen Politik, in der vorrangig zwischenstaatliche und interorganisatorische Beziehungen untersucht werden, bietet ein interessantes Rätsel. Obwohl sich quantitative Analysen dort früher entfalteten als in anderen Bereichen, fand eine nennenswerte Ausbreitungswelle der Netzwerkforschung erst in den 2000er Jahren statt. Eine der meistzitierten Arbeiten wurde dort 2006 mit dem Titel »Power Positions. International Organizations, Social Networks, and Conflict« publiziert (Hafner-Burton, Montgomery 2006). Sie untersucht die Beziehungen von Staaten zu intergovernmentalen Organisationen über lange Zeiträume und zeigt, dass aus diesen Beziehungsstrukturen auch unterschiedliche Machtverteilungen abgeleitet werden können. Innovativ an dieser Analyse ist, dass der Versuch unternommen wird, aus der Struktur der Mitgliedschaftsbeziehung auch die Wahrscheinlichkeit von zwischenstaatlichen Konflikten zu erklären.

In der Internationalen Politik ist mit Europapolitik ein eigener Schwerpunkt entstanden. Eine vielbeachtete Netzwerkstudie dort wurde von Pappi und Henning (1999) vorgelegt, in der die bereits in den genannten Politikfeldstudien verwendete Perspektive auf die europäische Agrarpolitik angewandt wurde. Auch hier wurde ein differenziertes Bild der Einflussnahme staatlicher und gesellschaftlicher Akteure auf europäische Entscheidungen gezeichnet, in dem besonders Tauschprozesse für politischen Zugang betont wurden.

Obwohl die Netzwerkforschung auch in der Politikwissenschaft weit verbreitet ist, wird sie im Kernbereich der Politischen Theorie nur spärlich rezipiert. Unter anderem liegt dies daran, dass Netzwerkanalyse oft als reiner Methodenbaukasten begriffen wird. Versuche, den Netzwerkansatz theoretisch besser zu verankern und gar metatheoretisch zu fundieren, wie es in der Soziologie zu beobachten ist (Fuhse, Mützel 2010), stehen in der Politikwissenschaft noch am Anfang (Schneider 2015). Die Schwierigkeit in der Theoriebildung mag auch daran liegen, dass konkurrierende Netzwerkbegriffe im Umlauf sind, die auf sehr unterschiedliche Theoriekontexte verweisen. Während der durch die Graphentheorie inspirierte Ansatz Netzwerke als bloße Mengen von Beziehungen begreift, ist der aus der neoinstitutionalistischen Soziologie stammende Begriff theoretisch voraussetzungsvoller (Powell 1996). Netzwerke sind aus dieser Sicht nicht bloß Beziehungsmengen, sondern institutionalisierte Koordinations- und Steuerungsarrangements im Sinne von Governance. Ein Netzwerk ist ein Kooperationsverbund, in dem eine begrenzte Zahl relativ autonomer Akteure bei der Lösung eines gesellschaftlichen Problems in koordinierter Form zusammenwirkt. Netzwerke sind polyzentrisch strukturiert und unterscheiden sich daher von anderen Konfigurationen wie Markt und Hierarchie. In der Politikwissenschaft sind folglich jene Theorieansätze am bekanntesten, die Steuerungsleistungen von Netzwerken im Policy-Making thematisieren (Mayntz 1996; Scharpf 1992). Nicht unproblematisch ist jedoch, dass das klassische politikwissenschaftliche Erkenntnisinteresse an Macht- und Einflusstrukturen in dieser Governance-Perspektive eher in den Hintergrund rückt. Beide Perspektiven können in der Netzwerkanalyse jedoch integriert werden, wenn neben der Kooperations- und Koordinationsdimension auch die Konflikt- und Machtdimension im Sinne multiplexer politischer Netzwerke untersucht wird.

Volker Schneider

## Literatur

- Fuhse, J., Mützel, S. (Hg.), 2010: *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*. Wiesbaden: Springer.
- Hafner-Burton, E.M., Kahler, M., Montgomery, A.H. 2009: Network analysis for international relations. *International Organization*, 63. Jg., Heft 3, 559–592.
- Hafner-Burton, E.M., Montgomery, A.H. 2006: Power positions international organizations, social networks, and conflict. *Journal of Conflict Resolution*, 50. Jg., Heft 1, 3–27.
- Isett, K.R., Mergel, I.A., LeRoux, K., Mischen, P., Rethemeyer, R.K. 2011: Networks in Public Administration Scholarship: Understanding Where We Are and Where We Need to Go. *Journal of Public Administration Research and Theory*, 21. Jg., Supplement, 157–173.
- Knoke, D. Pappi, F.U., Broadbent, J., Tsujinaka, Y. 1996: *Comparing policy networks: labor politics in the US, Germany, and Japan*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Laumann, E.O., Knoke, D. 1987: *The organizational state: Social choice in national policy domains*. Madison: University of Wisconsin Press.
- Laumann, E.O., Pappi, F.U. 1976: *Networks of collective action: A perspective on community influence systems*. New York: Academic Press.
- Mayntz, R. 1996: Policy-Netzwerke und die Logik von Verhandlungssystemen. In P. Kenis, V. Schneider (Hg.), *Organisation und Netzwerk: Institutionelle Steuerung in Wirtschaft und Politik*. Frankfurt am Main: Campus, 471–496.
- Pappi, F.U., Henning, C.H. 1999: The organization of influence on the EC's common agricultural policy: A network approach. *European Journal of Political Research*, 36. Jg., Heft 2, 257–281.
- Powell, W.W., 1996: Weder Markt noch Hierarchie: Netzwerkartige Organisationsformen. In P. Kenis, V. Schneider (Hg.), *Organisation und Netzwerk. Institutionelle Steuerung in Wirtschaft und Politik*. Frankfurt am Main: Campus, 213–271.
- Provan, K.G., Milward, H.B. 1995: A preliminary theory of interorganizational network effectiveness: A comparative study of four community mental health systems. *Administrative science quarterly*, 40. Jg., Heft 1, 1–33.
- Scharpf, F.W., 1992: Die Handlungsfähigkeit des Staates am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts. In B. Kohler-Koch (Hg.), *Staat und Demokratie in Europa*. Opladen: Leske + Budrich, 93–115.
- Schneider, V., 2015: Netzwerke und Relationalismus. In M. Gamper, L. Reschke, M. Düring (Hg.), *Knoten und Kanten III: Soziale Netzwerkanalyse in Geschichts- und Politikforschung*. Bielefeld: Transcript-Verlag,
- Ward, M.D., Stovel, K., Sacks, A. 2011: Network analysis and political science. *Annual Review of Political Science*, 14. Jg., Heft 1, 245–264.

## Netzwerkanalyse in der Stadtforschung

### Stadtforschung, Stadtpolitik und die Analyse von Netzwerken

Das Phänomen »Stadt« besitzt vielfältige Dimensionen: Stadtforschende analysieren Städte unter sozio-kulturellen, politischen, wirtschaftlichen, geographischen, historischen, ökologischen und städtebaulichen Gesichtspunkten und lassen sich demzufolge unter anderem in der Humangeographie, den Planungswissenschaften, den Politikwissenschaften und der Soziologie verorten. Eine inter- oder auch transdisziplinäre Perspektive ist somit für Stadtforschungsprojekte nicht ungewöhnlich. Oft werden komplexe Beziehungsstrukturen im städtischen Kontext untersucht. Damit gewinnt die Netzwerkforschung unabhängig vom disziplinären Kontext eine besondere Relevanz für die Stadtforschung. In diesem kurzen Beitrag möchten wir uns auf die empirische Anwendung der formalen sozialen Netzwerkanalyse auf Phänomene in der stadtpolitischen Arena und der Stadtplanung konzentrieren. Soziale Akteure und ihre Beziehungen werden dabei als Knoten und Kanten definiert, die entstehenden Netzwerkstrukturen können visualisiert und besondere Positionen oder Teilnetzwerke identifiziert werden.

Stadtentwicklung und Stadtplanung sind geprägt von komplexen Akteurskonstellationen, deren soziale Einheiten in verschiedenen Beziehungen zueinander stehen und um die Verteilung öffentlicher Güter verhandeln. Die physischen und sozialen Räume in Städten sind das Ergebnis zahlreicher kontinuierlich verlaufender sozialer Prozesse mit Akteuren aus allen gesellschaftlichen Teilbereichen wie Politik, Verwaltung, öffentliche und private Wirtschaft und Zivilgesellschaft. In diesem Kontext kann die relationale Analyse handlungsfördernde und -hemmende Eigenschaften von Strukturen benennen und Ergebnisse von Aushandlungsprozessen erklären. Eine Integration der konstruktivistisch-diskursiven Analyseebene berücksichtigt dabei die Wahrnehmung der Akteure und ihre Interpretation der Wirklichkeit, zum Beispiel in Bezug auf die Gestaltung oder Funktion von urbanen Räumen (Lelong 2015).

Obwohl Laumann und Pappi schon 1976 mit ihrer Studie über pluralistische Macht- und Konfliktstrukturen in einer Kleinstadt den Beginn der Netzwerkforschung in den Politikwissenschaften markieren (Laumann, Pappi 1976, siehe den Beitrag von Volker Schneider), wurden in der Folgezeit vergleichsweise wenige empirische Studien mit netzwerkanalytischer Methodik zu Phänomenen lokaler oder regionaler Reichweite veröffent-

licht (vgl. Dempwolf, Lyles 2012: 19). Diese Studien betrachten meist individuelle oder kollektive Akteure als Knoten. Als Relationen werden häufig Unterstützungsbeziehungen, Vertrauensbeziehungen und Kooperationsbeziehungen<sup>1</sup> oder Informationsaustausch (Tauschtheorie) adressiert, aber auch hemmende oder konflikthafte Beziehungen und Machtrelationen (Konfliktforschung, Partizipationsforschung, Elitenforschung). Wirklichkeitskonstruktionen werden als Knoten oder Kanten dargestellt, die soziale Akteure miteinander verbinden (Netzwerkdomänen, siehe Mische, White 1998), zum Beispiel bei der Analyse von Diskursnetzwerken (Nagel 2016).

### Potenziale und Herausforderungen netzwerkanalytischer Studien in der Stadtforschung

Vorteilhaft für stadtpolitische Studien ist der hohe Abstraktionsgrad der Netzwerkforschung. Der Einsatz einer netzwerkanalytischen Forschungsperspektive trifft im Gegensatz zu anderen stadtpolitischen Theorien wie Urban Regimes oder Growth Machines kaum Vorannahmen und ist flexibel auf alle Arten von Akteuren und Akteurskonstellationen anwendbar (Lelong 2015: 29). Somit können unterschiedliche politische Prozesse und thematische Felder durch Netzwerkstrukturen modelliert werden, die sowohl kollektive als auch individuelle Akteure auf unterschiedlichen politischen und geographischen Ebenen einschließen. Die Analyse der Relationen zwischen den Akteuren ermöglicht weitreichendere Erklärungsansätze als Stakeholder-Analysen oder Methoden, die lediglich die beteiligten Akteure erfassen. Die Visualisierung dieser Strukturen und ihrer Veränderung über die Zeit generiert dabei weiterführende Erkenntnisse, die aus rein textlichen Daten nicht gewonnen werden können. Das etablierte Set an theoretischen Konzepten und Methoden der Netzwerkforschung ermöglicht zudem eine Operationalisierung von Theorien, die für eine mangelnde empirische Anwendbarkeit kritisiert werden.

Eine Anwendung der Netzwerkforschung auf stadtpolitische Fragen erfordert jedoch Klarheit über Theoriehintergründe und Begriffsdefinitionen. In der Stadtforschung koexistieren unterschiedliche Traditionen der

---

1 Sozialkapitalstudien und Community-Forschung, siehe zum Beispiel Wellmans wegweisende Studie (Wellman, Leighton 1979).

Netzwerkforschung,<sup>2</sup> deren unterschiedliche theoretische Annahmen explizit benannt werden müssen und nicht ohne weiteres in ein kohärentes analytisches Rahmenwerk integriert werden können. Außerdem zeigt sich die Abgrenzungsproblematik besonders eindringlich, denn im Gegensatz zu eher abgrenzbaren Untersuchungspopulationen wie Schulklassen oder Unternehmen, erscheint die Zahl der relevanten Akteure endlos, vor allem wenn multiple Ebenen nicht vernachlässigt werden sollen. Die Diskussion um die Netzwerkgrenzen bietet aber auch die Chance, grundsätzliche Fragen aufzuwerfen: Wer produziert »Stadt«? Welche Beziehungen sind relevant? Wie entsteht Macht? Stadtforscher sind bei der Datenerhebung auf möglichst unverzerrte Antworten angewiesen, welche vor allem bei aktuellen politischen Prozessen schwierig zu erhalten sind. Akteure vermeiden kritische Antworten oder geben keine Auskunft, wenn sie unter Erfolgs- oder Hierarchiezwängen stehen. Auch die Analyseergebnisse bringen ethische Fragestellungen mit sich, da nicht alle Beforschten sensible Beziehungsstrukturen veröffentlicht sehen wollen.

Die besondere gesellschaftliche Relevanz einer Netzwerkperspektive für die politische Praxis ergibt sich unter anderem aus der Unsicherheit und Komplexität städtebaulicher Planungen, deren langfristige Folgen schwer abschätzbar sind und deren Umsetzung auch zukünftige Generationen beeinflussen. Betrachtet man Netzwerke über die analytische Ebene der Knoten und Kanten hinaus als eine spezifische Governanceform jenseits von Markt und Hierarchie, in der vor allem informelle Governancemechanismen im Zusammenwirken lose gekoppelter Akteure ausschlaggebend sind, so wirft das Aushandeln von Entscheidungen in Netzwerken demokratietheoretische Fragen auf. Die Auswirkungen einer exklusiven Stadtpolitik, die Entscheidungsprozesse in einem abgeschotteten Kreis vorantreibt, mag zwar das »Zerreden« von Projektideen verhindern, entzieht den Projekten jedoch auch ihre demokratische Legitimität und kann ihre Nachhaltigkeit beeinträchtigen.

## Fazit und Ausblick

Jenseits der Netzwerk-Metapher besitzt die Netzwerkanalyse für die Stadtforschung großes Potential, welches noch lange nicht ausgeschöpft wurde. Es bedarf weiterer empirischer Studien, um die Bandbreite der theoretischen

---

<sup>2</sup> Netzwerk-governance-Forschung, Soziale Netzwerkanalyse, Actor-Network-Theory; vgl. Grabher 2006.

schen Konzepte der Netzwerkforschung für stadtpolitische Fragestellungen zu erschließen und hinsichtlich ihrer Anschlussfähigkeit auf stadtpolitische Theorien zu prüfen. Ein umfangreicherer Korpus an empirischen Studien würde die Weiterentwicklung methodischer Anwendungen und Vergleiche unter anderem über nationale Grenzen hinweg ermöglichen. Die Netzwerkforschung eröffnet Vorteile in der inter- und transdisziplinären Forschung in diesem Gebiet, da anhand aktueller empirischer Fragestellungen beispielsweise die soziologisch geprägte Forschung sozialer Strukturen und Mechanismen mit politikwissenschaftlichen Ansätzen zu Macht und Aushandlungsprozessen kombiniert werden können. Der Austausch hinsichtlich einer gemeinsamen Basis netzwerkanalytischer Grundbegriffe muss jedoch erfolgen, um den analytischen Rahmen zu definieren. Eine inter- und transdisziplinäre Forschung, welche die gesamte Bandbreite an fördernden und hemmenden Beziehungen auf kollektives Handeln und die unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen der Akteure in der Stadtentwicklung untersucht, verspricht hierbei innovative Forschungskonzepte.

Bettina Lelong, Melanie Nagel

## Literatur

- Dempwolf, C.S., Lyles, L.W. 2012: The Uses of Social Network Analysis in Planning: A Review of the Literature. *Journal of Planning Literature*, 27. Jg., Heft 1, 3–21.
- Grabher, G. 2006: Trading Routes, Bypasses, and Risky Intersections: Mapping the Travels of »Networks« between Economic Sociology and Economic Geography. *Progress in Human Geography*, 30. Jg., Heft 2, 163–189.
- Laumann, E.O., Pappi, F.U. 1976: *Networks of Collective Action: A Perspective on Community Influence Systems*. New York: Academic Press.
- Lelong, B. 2015: *Durchsetzungsprozesse in der Stadtpolitik. Eine vergleichende Netzwerkanalyse städtebaulicher Großprojekte*. Wiesbaden: Springer
- Mische, A., White, H.C. 1998: Between Conversation and Situation: Public Switching Dynamics across Network Domains. *Social Research*, 65. Jg., Heft 3, 695–724.
- Nagel, M. 2016: *Polarisierung im politischen Diskurs: Eine Netzwerkanalyse zum Konflikt um »Stuttgart 21«*. Wiesbaden: Springer.
- Wellman, B., Leighton, B. 1979: *Networks, Neighborhoods, and Community. Approaches to the Study of the Community Question*. *Urban Affairs Quarterly*, 14. Jg., Heft 3, 363–390.

## Erziehungswissenschaft und Netzwerktheorie – eine Herausforderung an die Disziplin

Netzwerkperspektiven – insbesondere konsequent relationale Ansätze wie die Netzwerktheorie im Anschluss an Harrison White (2008) – beinhalten in der Erziehungswissenschaft eine gewisse Ambivalenz. Diese etwas problematische Beziehung möchte ich in meinem Beitrag skizzenhaft erläutern. Auf der einen Seite haben auch die Klassiker der Pädagogik durchaus bereits reflektiert, dass *Beziehungen* ein konstitutiver Bestandteil von Bildungsprozessen sind. Ganz grundlegend ist dies zunächst die Beziehung zwischen Erzieher und Zögling und/oder zwischen dem Lernenden und der Welt bzw. den bildungsförderlichen Artefakten (Humboldt) oder eine beliebig variierbare Kombination aus den Beziehungen zwischen Alter, Ego und (Um)Welt. Mit der Emergenz eines alle inkludierenden Bildungssystems wird Bildung in den Konzepten und Theorien wie in der Praxis vor allem in die Veranstaltung »Schule« verlegt. Entsprechend geraten dann größere Beziehungszusammenhänge (zum Beispiel Schulklasse) in den Blick. Auch einige der Pioniere der frühen empirischen Netzwerkforschung haben in Bildungskontexten geforscht (Bott 1928, Hagman 1933). Aktuell entwickelt sich insbesondere ein zunehmendes Interesse an der quantitativen Netzwerkanalyse innerhalb der Erziehungswissenschaft, auch dies wieder stark fokussiert auf das Forschungsfeld Schule. Dies kann man sicherlich auch auf die forschungspragmatischen Vorzüge des Untersuchungsgegenstandes Schule zurückführen: Grenzen von Netzwerken sind hier scheinbar relativ leicht bestimmbar, Akteure nicht frei in ihren Bewegungen und damit für Beobachtungen fixiert, regelmäßige, fortdauernde Teilnahmen aufgrund der Schulpflicht gewährleistet usw.

Begründet wird die zunehmende Konjunktur der SNA in der Disziplin mit der wachsenden Einsicht in die Relevanz der sozialen Einbettung der Akteure für Erklärungen von bildungsbezogenem Verhalten. Nicht mehr stabile, den Akteuren als Charakteristika zugeschriebene Merkmale wie Gender, Migrationshintergrund, Intelligenz etc. sollen herangezogen werden (vgl. erklärend Glückler und Stegbauer in diesem Heft), um bildungsbezogene Unterschiede zu erklären, sondern die tatsächlichen Positionen in sozialen Netzwerken und damit interdependente Zugänge (oder deren Fehlen) zu sozialen Ressourcen. Die Fokussierung auf den Schulkontext bei diesen Analysen ist jedoch angesichts der kontinuierlichen Befunde der relativ hohen sozialen Ungleichheit von Bildungschancen und -leistungen

speziell in Deutschland nicht überzeugend. Hier muss sich der Radius der Analyse zukünftig deutlich über den Schulkontext hinaus erweitern, um tatsächlich Aussagen über unterstützende oder hemmende Netzwerkmuster treffen zu können.

Insgesamt lag der Fokus der erziehungswissenschaftlichen Forschung wie der Theoriebildung trotz Verweisen auf Beziehung, Interaktion etc. jedoch andererseits immer stark auf dem singulären Subjekt. Dies hat sich bis heute nicht wesentlich verändert. Die eingangs eingeführte Ambivalenz des Themas Relationalität für die Erziehungswissenschaft zeigt sich daher am Grad der Relationalität, den man tatsächlich in der Betrachtung der Akteure zulässt. Bislang hat die Disziplin trotz Anleihen bei der Sozialen Netzwerk-Analyse und anderen Konzepten ihren traditionellen Bildungsadressaten, das singuläre Subjekt einschließlich damit zusammenhängenden Begabungs- und Charakterzuschreibungen relational nicht neukonzipiert. Konsequenter auf eine relationale Perspektive umzustellen, würde grundlegende Konzepte der Disziplin in Frage stellen (vgl. Clemens 2015). Dies kann am Begriff der Kompetenz hier nur angedeutet werden. Kompetenz im Sinne eines bestimmten Verhaltens würde in relationaler Perspektive nicht mehr *im* Akteur anzusiedeln sein, sondern wäre ein interdependentes, mit den jeweiligen sozialen Netzwerken verwobenes Muster. Handlung oder besser formuliert Verhalten, so Stegbauer (2016), ist ohne einen Kontext mit der Einbettung von Menschen in Situationen und Netzwerkstrukturen kaum erklärbar.

»Was wir einzelnen Personen zuschreiben, ist oft das Ergebnis der Struktur, der sie ausgesetzt sind. *Klugheit in diesem Sinne ist nicht auf individuelle Eigenschaften, sondern auf die Strukturen, in denen sie sich entwickeln und in der sie auftritt, zurückzuführen.*« (ebd. 5f., meine Hervorhebung)

Das ließe sich auch auf andere normative Konzepte wie Leistung, Intelligenz etc. übertragen. Was wir als individuelle Entscheidung wahrnehmen, beruht oft auf der Position im Netzwerk und der dort erfolgten Aushandlung von Verhaltensweisen, so die relationale Position. Kompetenz liegt dann im Dazwischen, weder im singulären Akteur noch im Netzwerk.

Der Akteur hat damit eine Fähigkeit nicht etwa unabhängig von einem spezifischen Netzwerk, sondern das Verhalten ist selbst Teil des jeweiligen Netzwerkes und emergiert in eben diesem. Hier liegen wichtige Erklärungsansätze für die Relevanz eines wiederkehrenden, zeitlich überdauernden Zugangs zu spezifischen Netzwerken für die Bildungschancen von Akteuren. Ohne Zugang, ohne Kopplung keine Herausbildung von Kom-

petenz. Hilfreich könnte hier auch eine Definition Bruno Latours (2007) sein. Er beschreibt Kompetenz als etwas, das aus vielen Schichten zusammengesetzt ist. Es ist ein stets provisorisches – weil kontinuierlich neu zusammensetzendes Resultat einer Versammlung von ›Plug-Ins‹ verschiedener Herkunft. Solche Plug-Ins werden von Menschen sozusagen heruntergeladen je nach Gelegenheit und Situation in einem Netzwerk. Auch hier gilt wieder: ohne Gelegenheit, ohne Einbettung im Netzwerk kommt es eben nicht zu diesem Abrufen. Plug-Ins führen in Konsequenz immer nur dazu, dass ein Akteur jeweils *lokal und provisorisch* kompetent wird. Stehen sie zur Verfügung, können sie dann jemanden dazu bringen, sich in einer spezifischen Weise zu verhalten. Der Mensch ist damit *eine* provisorische Realisierung neben den vielen anderen, die aktuell immer möglich wären. Erziehungswissenschaftlich brisant: *seine Fähigkeiten liegen somit konsequenter Weise nicht (nur) im Individuum, sondern sind in der formatierten, spezifischen Umgebung verteilt*. Sie zeigen sich also in Interrelation zum Netzwerk. Kompetenzen haben Transportmittel, Faktoren, die zum Auftreten der Kompetenz beitragen und notwendig sind. Fehlen diese oder sind sie nur schwach ausgebildet, wird es unwahrscheinlich, dass der betroffene Akteur sich des Plug-Ins bedient, weil es vielleicht nicht oder nur sehr schwer zugänglich ist.

Es zeigen sich hier zum Beispiel bereits interessante Analogien zur Diskussion zur vormals mit ›Behinderung‹ betitelten Inklusionsthematik, die heute in der Disziplin auch immer weniger als Frage eines Charakteristikums eines Subjektes verhandelt wird (jemand ›ist behindert‹), sondern vielmehr als viele Akteure involvierender Prozess mit entsprechenden weitreichenden Konsequenzen. Es deuten sich hier vielfältige Perspektivenwechsel an, die für die Erziehungswissenschaft sehr fruchtbar sein können (Clemens 2016). Die Herausforderung ist dann, die Akteurzentrierung in den Konzepten wie Theorien und der Forschung zurückzunehmen und die Potentiale, die in einer relationalen Perspektive liegen, vielgestaltiger zu entfalten und durch interdisziplinäre Ansätze und Forschung zu nutzen.

Iris Clemens

## Literatur

Bott, H. 1928: Observation of play activities in a nursery school. *Genetic Psychology Monographs*, 4. Jg., 44–88.

- Clemens, I. 2015: Erziehungswissenschaft als Kulturwissenschaft. Die Potentiale der Netzwerktheorie für eine kulturwissenschaftliche und kulturtheoretische Ausrichtung der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz Juventa.
- Clemens, I. 2016: Netzwerktheorie und Erziehungswissenschaft. Eine Einführung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Hagman, E.P. 1933: The companionships of preschool children. In G.D. Stoddard (Hg.), University of Iowa Studies in Child Welfare. Iowa City, Ia: University of Iowa, 10–69.
- Latour, B. 2007: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stegbauer, C. 2016: Grundlagen der Netzwerkforschung. Situationen, Mikronetzwerke und Kultur. Wiesbaden: Springer VS.
- White, H.C. 2008: Identity and control. How social formations emerge. Princeton: Princeton University Press.

## Relationale Technik- und Organisationssoziologie

In Aachen wird seit einigen Jahren an der Entwicklung einer Relationalen Technik- und Organisationssoziologie gearbeitet. Ziel ist es, die theoretischen Implikationen insbesondere von Harrison Whites »Identity and Control« für die Forschungsgegenstände Technisierung und Organisation auszuarbeiten. Konkret handelt es sich um das Konzept soziotechnischer Relationierungen und das Konzept der Organisation als transitorische Form. Diese soziologischen Konzepte sind so entwickelt worden, dass sie direkt einer Operationalisierung zugänglich gemacht werden können, da unsere Forschungen in interdisziplinären Kontexten empirisch angelegt sind.

Beide Konzepte gehen von der Prämisse aus, dass nicht Entitäten (also Subjekte, Objekte, soziale Akteure, Gesellschaften) sondern Relationierungen und Prozesse den Ausgangspunkt der soziologischen Forschung bilden. Damit gehen weitreichende Konsequenzen einher – sowohl von theoretischer als auch empirischer Seite. Soziale Akteure werden ebenso als (fragile) Kompositionen aus Relationierungen aufgefasst wie gesamtgesellschaftliche Phänomene, Organisationen oder andere soziale Gebilde.

Nimmt man Relationierungen als Explanans, dann stellt sich bei der Befassung mit *Technisierungsprozessen* die Frage, wie die soziotechnische Verkopplung zu denken ist, die soziale Akteure und Technik in einem soziotechnischen Netzwerk instanziiert und positioniert. Anders als die Akteur-Netzwerk-Theorie geht die Relationale Techniksoziologie von der Heterogenität

technischer und sozialer Prozesse aus. Sie bringen jeweils Spezifisches in die Verkopplung mit ein – zum Beispiel die Unermüdlichkeit und Präzision technischer Prozesse und die Kreativität und »mindfulness« (Weick, Sutcliffe 2003) menschlicher Prozesse. Für die Verknüpfung dieser heterogenen Prozesse bedarf es einer Verkopplungsinstanz: der Schnittstelle, die in Anlehnung an Herbert Simon (1994) eine »Welt der Möglichkeiten« eröffnet, in der die Dinge nicht so erscheinen, wie sie sind, sondern sein könnten, und in der eine eigene Logik vorherrscht.

Konkret handelt es sich um die Umstellung auf eine drei- bzw. mehrwertige Logik (vgl. auch Häußling 2015a): Relationierungen werden auf gleicher Augenhöhe behandelt wie die heterogenen Prozesse, welche sie verknüpfen. Die Logik dieser Relationierungen lässt sich in *sachlicher Hinsicht* dahingehend bestimmen, dass Sinnhaftes, insbesondere Ideen einer Verkörperung bedürfen, um über Raum und Zeit hinweg übertragen werden zu können. Régis Debray (2003: 149f.) hat dies mit den Begriffen »organisierte Materie« und »materialisierte Organisation« umrissen. Auch digitale Prozesse müssen früher oder später auf dem Bildschirm – dem »user interface« – erscheinen. Dabei wird Materie nicht nur so geformt, dass sie zum Beispiel digitale Prozesse zu übertragen im Stande ist. Die Prozesse müssen darüber hinaus designierende Zeichen, Symbole bilden bzw. mitführen, um als Ankopplungsofferte zu erscheinen. Doch fast bedeutsamer ist das, was hinter dem jeweiligen Interface verschwindet, sich gegenüber den anderen Prozessen abschottet. Die Ausblendung der fremden Komplexität erlaubt es zum Beispiel sozialen Akteuren, in den »Genuss« der Funktionserbringung von Technik zu gelangen, ohne diese auch nur annähernd verstehen zu müssen. In *zeitlicher Hinsicht* kommt es zu Relationierungen, wenn zunächst Aufmerksamkeit,<sup>1</sup> dann eine mit der Verkopplungsofferte verknüpfte Verheißung und – im Falle eines Einlassens auf die Offerte – eine Korridorisierung der beteiligten Prozesse eintritt. In *sozialer Hinsicht* bedeutet Relationierung, dass die Funktion eines Prozesses in eine Form gebracht wird, die in der Logik der adressierten Prozesse formuliert ist. In dieser anderen Logik muss die Funktion als relevant oder bedeutsam bewertet werden, damit es zu einer Verkopplung kommt. Die Letztinstanz für Entscheidungen bilden in einer wertpluralistischen Gesellschaft ästhetische Kriterien. Die Verkopplung führt zu einer Verteilung der Entscheidungen auf technische und soziale Prozesse. Insofern erscheinen Interfaces auch als Entscheidungsarchitekturen, die drohende »Zusammenbrüche«

---

1 Als ein Changieren zwischen »Irritation und Faszination« (Baecker 2005: 269).

(Winograd, Flores 1989) überbrücken. Diese Charakteristika soziotechnischer Verkopplungen lassen sich bei Mensch-Maschine-Interaktionen ebenso beobachten wie bei Technisierungsprozessen auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene.

*Organisationen* sind aus einer Relationalen Perspektive große Katalysatoren von Entscheidungen als Kontrollprojekte (vgl. Häußling 2015b). Entscheidungen lassen sich dabei als »social ambage«<sup>2</sup> (White 1992), »cultural ambiguity«<sup>3</sup>, »De-coupling«<sup>4</sup> oder einer Mischung aus diesen drei Kontrollformen fassen. Entsprechend dienen sie Organisationen dazu, sich in dem turbulenten Umfeld zu behaupten, in das sie eingebettet sind. Glücken diese Entscheidungen, dienen sie der Stabilisierung der betreffenden Organisation und führen zur Turbulenzsteigerung für das organisatorische Umfeld. Auf diese Weise bieten Organisationen wirkungsvolle Entscheidungsarchitekturen. Letztere verteilen Entscheidungen auf soziale, menschliche und technische Entscheidungsträger mit ihren jeweils spezifischen Prozessen. Durch das Wirksamwerden einer Entscheidungsarchitektur werden Entscheidungen invisibilisiert: diese verschwinden hinter Organisationsmauern, Pokerfaces bzw. Maschinengehäusen. Routinen, Programme, technische Infrastrukturen, Organisationsmitglieder mit spezifischen Kompetenzen können so als (vorläufige) Antworten einer Organisation auf drohende Zusammenbrüche ihres Prozessierens gedeutet werden. Sie werden mittels Kontrollprojekten wirkungsvoll miteinander verknüpft. Entsprechend ist die Arbeitsteilung ein Effekt der Überlagerung von Kontrollprojekten. Die Austarierung und Kalibrierung dieser Kontrollprojekte untereinander lässt sich als ein Prozess der Netzbildung fassen. Prozessual erscheinen Organisationen also als solche Relationierungsvorgänge im Modus der oben genannten drei Kontrolltypen, strukturell gesehen sind sie nichts Anderes als Interfaces.

In Anlehnung an die »extended mind«-Debatte (Clark, Chalmers 1998) kann von »extended organizations« gesprochen werden, weil Organisationen ein Arrangement schaffen, innerhalb dessen sie ihr Umfeld für sich arbeiten lassen. Organisationen greifen zum Beispiel auf bestimmte kognitive Fähigkeiten von Menschen zurück, aber auch auf die Präzision von Technik, um Entscheidungen auszulagern. Organisationen tätigen also ge-

---

2 Das heißt Eingriff auf das vorhandene bzw. knüpfbare Relationengefüge – zum Beispiel Aufbau eines Projektteams.

3 Zum Beispiel die Selbstbeschreibung eines Unternehmens als innovativ.

4 Zum Beispiel Auflösung eines Geschäftsfeldes.

stalterische Eingriffe in ihr Umfeld. Sie saugen – wie Attraktoren – Prozesse von außen an. Da solche Ein- und Ausgriffe (aufgrund der Einbettungskonstellationen) immer Rückkopplungseffekte aufweisen, ändern sich auch entsprechend die Organisationen.

Organisationen leisten vor allem eine Verkopplung von Prozessen unterschiedlicher Skalenniveaus, wobei analytisch (und nicht wertend) zwischen einer ›Verkopplung nach oben‹ und einer ›Verkopplung nach unten‹ unterschieden werden kann. Bei ersterer geht es um das Wirksamwerden soziotechnischer Konstellationen unterer Skalenniveaus (zum Beispiel eines F&E-Labors) auf soziotechnische Konstellationen höherer Niveaus. Insbesondere fallen darunter Innovations- und Diffusionsprozesse und damit Veränderungen der Netzwerke höherer Skalenniveaus. Bei der ›Verkopplung nach unten‹ geht es um das Wirksamwerden soziotechnischer Konstellationen höherer Skalenniveaus auf Konstellationen niedrigerer Skalenniveaus. Hierbei sind insbesondere institutionalisierte Prägungen sowie anderweitige Strukturierungen und damit die Festlegung von Aktivitätsspielräumen unterer Skalenniveaus gemeint. Modelltheoretisch und analytisch lassen sich diese beiden Verkopplungsachsen als Schnittstellenphänomene fassen, sodass sie mit dem gleichen Instrumentarium (siehe oben) erforscht werden können.

Roger Häußling

## Literatur

- Baecker, D. 2005: Form und Formen der Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Clark, A., Chalmers, D.J. 1998: The Extended Mind. *Analysis*, 58 Jg., 10–23.
- Debray, R. 2003: Einführung in die Mediologie. Bern: Haupt.
- Häußling, R. 2015a: Design statt Hybrid – Ein Plädoyer für eine dreiwertige relationale Prozesssoziologie. In T. Kron (Hg.), *Soziale Hybridität – hybride Sozialität*. Weilerswist: Velbrück, 61–89.
- Häußling, R. 2015b: Vorüberlegungen zu einer Relationalen Organisationssoziologie. In M. Apelt, U. Wilkesmann (Hg.), *Zukunft der Organisationssoziologie*. Wiesbaden: VS, 227–251.
- Simon, H. 1994: *Die Wissenschaften vom Künstlichen*. 2. Aufl., Wien: Springer.
- Weick, K.E., Sutcliffe, K.M. 2003: *Das Unerwartete managen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Winograd, T., Flores, F. 1989: *Erkenntnis Maschinen Verstehen*. Berlin: Rotbuch.
- White, H.C. 1992: *Identity and Control*. Princeton: Princeton University Press.

## Netzwerkforschung und Soziologiegeschichte

### Vom Nutzen der Netzwerkforschung

Wirft man aus einer netzwerkforschenden Perspektive einen Blick auf historische Prozesse und die Geschichte der Soziologie im Besonderen, so findet man eine Reihe von inspirierenden Studien, die den Begriff Netzwerk auch jenseits der Metaphorik gebrauchen. Der Zugriff auf die Daten kann hier auf ganz unterschiedlichen Ebenen erfolgen. So hat beispielsweise Nicholas Mullins Teile der Entwicklung der amerikanischen Soziologie als Zusammenspiel verschiedener Denkschulen dargestellt (1973). John F. Padgett und Christopher K. Ansell haben in einer Studie den Aufstieg der Medici in Florenz durch ein Blockmodell der Stadelite erklärt (Padgett, Ansell 1993). Hierzu haben sie Verwandtschafts- und Handelsbeziehungen ebenso in den Blick genommen wie die Steuerdaten der Stadt. Randall Collins wiederum hat die Geschichte der Philosophie auf konfliktsoziologischer Basis als eine Reihe von Netzwerken dargestellt (Collins 1998). Einen Überblick über die Vielfalt der aktuellen Forschungslandschaft im Bereich der historischen Netzwerkforschung liefert derzeit Christian Marx (2016).<sup>1</sup>

Generell versetzt der Einsatz von netzwerktheoretischen und netzwerkanalytischen Ansätzen – seien diese nun rein heuristisch visualisierend oder quantitativ statistisch – in der Rekonstruktion historischer Entwicklungen den oder die Forschenden ein Stück weit in die Lage, jene Komplexität systematisch abzubilden, die nötig ist, um das Untersuchungsobjekt zu kontextuieren. Dementsprechend werden Handlungsmöglichkeiten, Karrierewege, Schulzugehörigkeiten etc. hierdurch häufig erst richtig deutlich (vgl. zum Beispiel Härpfer 2014: 106ff.). Gerade im eigentümlichen Fall der Soziologiegeschichte, in der es die kanonisierten (heute noch bekannten) Klassiker und die nicht kanonisierten »Sonstigen« gibt, kann ein systematisch rekonstruiertes Netzwerk helfen, bislang unbekannte Bezüge zu zeigen und die zu einer Zeit vermeintlich bestehenden Strukturen, wie zum Beispiel wissenschaftliche Disziplinen, zu hinterfragen (Härpfer, Wagner 2016). Je nach dem historischen Datenmaterial, seien es Aktennotizen, Briefwechsel, Berichte, Tagebücher, Vorlesungsverzeichnisse oder publizierte wissenschaftliche Abhandlungen, stehen der oder die Forschende

---

1 Aktuelle Informationen zur historischen Netzwerkforschung liefert die Webseite:  
<http://historicalnetworkresearch.org>

vor dem Problem fehlender Datensätze durch unvollständige Quellen, was die Anwendung vieler Verfahren erschwert.

### Vom Potential der Soziologiegeschichte

Sucht man in der Soziologiegeschichte nach Inspirationen für die Netzwerkforschung, so finden sich dort bereits bei jenen Soziologen der ersten Stunde vielfach Ansätze, das Soziale aus Relationen zu greifen. Beeinflusst vom Prozess des sich im 19. Jahrhundert langsam auflösenden synthetisch-harmonischen Denkens des Bürgertums hin zum analytisch-kombinatorischen Denken dessen, was dann die massendemokratische Postmoderne wurde (Kondylis 1991), entwickelten sie ihre Soziologien ohne jene teleologische Komponente, die in früheren gesellschaftstheoretischen Entwürfen (Comte, Spencer etc.) noch nicht wegzudenken war. Damit verschob sich auch der Fokus vom harmonischen Gesellschaftsganzen hin zur kleinteiligen Analyse beliebig kombinierbarer kleinster Teilchen, aus deren Relationen größere Elemente zusammengesetzt sind.

Die sicher prominenteste Position in diesem Zusammenhang finden wir in der Gründergeneration bei Georg Simmel, der die vormalig bürgerliche Person aus soziologischer Perspektive darauf reduziert, ein Punkt zu sein, an dem sich »soziale Fäden verknüpfen« (Simmel 1992: 14). Die Gesellschaft wird darauf reduziert, Wechselwirkung zwischen diesen Punkten zu sein, und der Soziologe verfolgt das Ziel, die Formen und Abläufe dieser Wechselwirkungen von deren Inhalt zu abstrahieren. Von diesem Programm ausgehend, entwickelte sich die zu Zeiten der Weimarer Republik prominente Richtung der Formalen Soziologie bis hin zur von Wiese'schen Beziehungslehre (1966). Leopold von Wiese hatte sich Simmels erkenntnistheoretischer Absicherung entledigt und versuchte nun ein Klassifikationssystem verschiedener Formen der sozialen Beziehung und der sozialen Gebilde zu etablieren, dessen theoretische Weiterentwicklung und empirische Anwendung aber schließlich den politischen Umständen und technischen Möglichkeiten der Zeit zum Opfer fiel, während sich die Soziologie mehr und mehr auf eine variablenbasierte Perspektive fokussierte.

Auch wenn Simmels systematisches Gesamtprojekt seinerzeit ebenso an den technischen und institutionellen Möglichkeiten scheiterte wie das von Wieses, so wurde an sein Denken in der Netzwerkforschung immer wieder ebenso gewinnbringend wie selektiv angeknüpft (zum Beispiel Breiger 1974;

Kadushin 1966; Krackhardt 1998), einige diesbezügliche Zusammenhänge sind rekonstruiert (Härpfer 2014: 19ff.), eine systematische, operationalisierbare Fruchtbarmachung seines Konzeptes steht allerdings noch aus.

## Soziologiegeschichte und interdisziplinäre Netzwerkforschung

Der beiderseitige Nutzen liegt auf der Hand, denn viele auch heute noch aktuelle Positionen in der Soziologie sind durch ihre relationale Grundanlage hoch affin zur Netzwerkforschung. Einerseits gewinnt die Netzwerkforschung durch die weitere Integration soziologischer Theorien einen großen systematischen Fundus an Erklärungspotential. Andererseits kann die Netzwerkforschung der relationalen Perspektive der Soziologie das nötige methodische Handwerkszeug liefern, um die Fragen richtig zu stellen und nebenbei darauf zu achten, dass angesichts der omnipräsenten Netzmetapher nicht alles zum Netzwerk wird.

Claudius Härpfer

## Literatur

- Breiger, R.L. 1974: The Duality of Persons and Groups. *Social Forces*, 53. Jg., 181–190.
- Collins, R. 1998: *The Sociology of Philosophies. A Global Theory of Intellectual Change*. Cambridge, Ma.: Harvard Belknap.
- Härpfer, C. 2014: *Georg Simmel und die Entstehung der Soziologie in Deutschland. Eine netzwerksoziologische Studie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Härpfer, C., Wagner, G. 2016: Max Webers (vergessene) Zeitgenossen. Zur Vermessung eines Denkraums. In G. Wagner, C. Härpfer (Hg.), *Max Webers vergessene Zeitgenossen. Beiträge zur Genese der Wissenschaftslehre*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1–14.
- Kadushin, C. 1966: The Friends and Supporters of Psychotherapy. On Social Circles in Urban Life. *American Sociological Review*, 31. Jg., 786–802.
- Kondylis, P. 1991: *Der Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensform. Die liberale Moderne und die massendemokratische Postmoderne*. Weinheim: VCH Acta humaniora.
- Krackhardt, D. 1998: Simmelian Ties: Super Strong and Sticky. In R. Kramer, M. Neal (Hg.), *Power and Influence in Organizations*. Thousand Oaks: Sage, 21–38.

- Marx, C. 2016: Forschungsüberblick zur Historischen Netzwerkforschung. Zwischen Analysekatgorie und Metapher. In M. Düring, U. Eumann, M. Stark, L. von Keyserlingk (Hg.), Handbuch Historische Netzwerkforschung. Grundlagen und Anwendungen. Berlin, Münster, Wien, Zürich, London: LIT, 63–84.
- Mullins, N. 1973: Theories and Theory Groups in Contemporary American Sociology. New York: Harper & Row.
- Padgett, J.F., Ansell, C.K. 1993: Robust Action and the Rise of the Medici. 1400–1434. American Journal of Sociology, 98. Jg., 1259–1319.
- Simmel, G. 1992: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe, Bd. 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- von Wiese, L. 1966: System der Allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre). Berlin: Duncker & Humblot.

## Soziotechnische Netzwerke und Digitale Spurendaten

Das Interesse der Wirtschaftsinformatik an den Theorien und Methoden der Netzwerkforschung nimmt seit Jahren zu. Ursächlich dafür ist unter anderem die Verlagerung menschlicher Interaktion auf elektronische Systeme und der durch das Zusammenwirken von Mensch und System erzeugte kontinuierliche Strom digitaler Spurendaten (*digital trace data*). Diese Daten erlauben eine Analyse der Strukturen und Prozesse sozialer und ökonomischer Netzwerke in bislang unbekannter Quantität und Qualität (Howison, Wiggins, Crowston 2011). Themenfelder der Netzwerkforschung bilden in diesem Kontext natürliche Schnittstellen zur Wirtschaftsinformatik, deren Gegenstand Informationssysteme in Wirtschaft, Verwaltung und privatem Bereich sind.

Informationssysteme sind soziotechnische Systeme, die zur Entscheidungsfindung, Koordination, Steuerung und Kontrolle von Wertschöpfungsprozessen sowie deren Automatisierung, Integration und Virtualisierung beitragen, indem sie Daten, Information und Wissen sammeln, strukturieren, verarbeiten, übermitteln und transformieren (Laudon, Laudon, Schoder 2015). Die technischen Komponenten eines Informationssystems werden unter dem Begriff Anwendungssysteme zusammengefasst. Sie umfassen Anwendungssoftware, Systemsoftware und Hardwaresysteme (Ferstl, Sinz 2013). Diesen stehen soziale Akteure gegenüber, welche die technischen Komponenten des Informationssystems nutzen, um ihre Ziele in einem spezifischen Anwendungskontext zu realisieren. Dabei fallen den technischen Komponenten unterschiedliche Funktionen zu. Sie dienen zum einen als In-

infrastruktur für menschliche Interaktion. Beispiele für Infrastrukturtechnologien sind E-Mail-, Instant-Messaging- und Videokonferenzsysteme. Zum anderen treten die technischen Komponenten als direkte Interaktionspartner auf, beispielsweise in Form von Wissensdatenbanken oder ERP-Systemen (Kane, Alavi 2008). In beiden Fällen bilden menschliche und technische Aufgabenträger soziotechnische Netzwerke, deren übergeordnetes Ziel die effiziente und effektive Bearbeitung organisatorischer Aufgaben ist. In einer dritten Funktion treten technische Komponenten als Sensoren in Erscheinung, die Interaktionen mit und zwischen sozialen und technischen Akteuren in Form digitaler Spurendaten abbilden. Erkenntnisleitend für die Netzwerkforschung in der Wirtschaftsinformatik ist die Frage, wie dieses Zusammenwirken hinsichtlich ökonomischer und sozialer Kriterien gestaltet und vor dem Hintergrund bekannter und neuartiger sozialer Phänomene verstanden werden kann. Den digitalen Spurendaten kommt dabei eine Schlüssel-funktion zu. Sie erlauben einen umfangreichen Einblick in anderweitig nur umständlich oder nicht zu beobachtende soziotechnische Prozesse.

Digitale Spurendaten werden im operativen Betrieb eines Informationssystems erzeugt, um die Aktivitäten und Zustände des Systems zu dokumentieren (Howison, Wiggins, Crowston 2011). Sie unterscheiden sich von den in der klassischen Netzwerkforschung verwendeten Daten durch drei Eigenschaften: Sie sind gefunden und nicht erhoben; sie sind *ereignisbasiert* und nicht aggregiert; sie beschreiben Zeitreihen und keine Momentaufnahmen (ebd.). Diese Eigenschaften sowie die Fülle und Feingranularität derartiger Daten bilden eine vielversprechende Grundlage für ein verbessertes Verständnis der dynamischen Strukturbildung und Emergenz komplexer sozialer Netzwerke. Damit verbunden ist die Hoffnung, den Zusammenhang zwischen der Struktur von Netzwerken und der Leistung der in sie eingebetteten Akteure aufzudecken und dabei bisher nicht analysierbare kausale Wirkbeziehungen zu verstehen. Die sich daraus ergebenden und bislang beispiellosen Potenziale für die Netzwerkforschung haben einige Forscher dazu verleitet, uns am Beginn einer neuen Forschungsära zu wähnen und von einer »measurement revolution« zu sprechen (Kleinberg 2008). Die damit einhergehenden Vorteile stellen uns zugleich vor neue Herausforderungen. So sind bei der Verwendung digitaler Spurendaten in der Netzwerkforschung zahlreiche nicht-triviale Annahmen zu treffen, die entscheidend für die Validität spurendatenbasierter Forschung sind (Howison, Wiggins, Crowston 2011). Im Kern der zu treffenden Annahmen steht die Frage nach der Bedeutung und dem Ursprung dieser Daten. Während

konventionelle Methoden der Erhebung von Netzwerkdaten die Bedeutung von Knoten, Kanten und Strukturen *ex ante* einschränken, bedarf die Netzwerkanalyse auf Basis digitaler Spurendaten einer *ex post* Interpretation der durch die Schnittstellen technischer Systeme gewonnener Daten. Entscheidend sind die Rahmenbedingungen, unter denen die Daten erzeugt wurden. Die soziotechnischen Systeme, denen sie entspringen, sind komplex und geprägt von dem kontinuierlichen Zusammenspiel sozialer Akteure und technischer Komponenten, das darüber hinaus noch in soziale und organisationale Systeme eingebettet und durch diese geprägt ist (Leonardi 2012). Digitale Spurendaten dokumentieren häufig lediglich die durch soziotechnische Interaktionen ausgelösten Ereignisse, nicht aber die äußeren Umstände und Einflüsse, die zu ihrer Realisierung geführt haben (Howison, Wiggins, Crowston 2011). Der Erkenntnisgewinn auf Basis derartiger Daten im Rahmen der Netzwerkforschung verlangt daher ein fundiertes Verständnis der sozialen Akteure, der technischen Komponenten, ihres kooperativen Wirkens, des Kontextes sowie der übergeordneten Systeme (Watts 2007).

Die Wirtschaftsinformatik ist eine junge Disziplin, deren Kerngegenstand die Untersuchung und Verbesserung des Zusammenspiels von Mensch und Informationstechnologie ist. Sie scheint daher im Besonderen geeignet, einen Beitrag zur aktuellen Diskussion um soziotechnische Netzwerke und digitale Spurendaten zu leisten. Gleichwohl ist die Wirtschaftsinformatik eine ausgeprägt interdisziplinäre Disziplin, die in dem Bewusstsein agiert, dass sich viele ihrer Forschungsfragen nur in Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen, wie insbesondere der Soziologie und Psychologie, und unter Rückgriff auf deren Methoden und Theorien beantworten lassen. Vor diesem Hintergrund widmet sie sich sowohl den zahlreichen unbeantworteten Fragen und Herausforderungen der Erforschung soziotechnischer Netzwerke als auch dem interdisziplinären Transfer der in diesem Zusammenhang gewonnenen Methoden, Theorien und Erkenntnisse.

Kai Fischbach, Oliver Posegga

## Literatur

Ferstl, O., Sinz, E. 2013: Grundlagen der Wirtschaftsinformatik, München: Oldenbourg Verlag.

- Howison, J., Wiggins, A., Crowston, K. 2011: Validity Issues in the Use of Social Network Analysis with Digital Trace Data. *Journal of the Association for Information Systems*, 12. Jg., 768–797.
- Kane, G.C., Alavi, M. 2008: Casting the Net: A Multimodal Network Perspective on User-System Interactions. *Information Systems Research*, 19. Jg., 253–272.
- Kleinberg, J. 2008: The Convergence of Social and Technological Networks. *Communications of the ACM*, 51. Jg., 66–72.
- Laudon, K.C., Laudon J.P., Schoder, D., 2015: *Wirtschaftsinformatik. Eine Einführung*. Hallbergmoos: Pearson Deutschland.
- Leonardi, P.M. 2012: Materiality, Sociomateriality, and Socio-Technical Systems: What Do These Terms Mean? How Are They Related? Do We Need Them? In P.M. Leonardi, B.A. Nardi, J. Kallinikos (Hg.), *Materiality and Organizing: Social Interaction in a Technological World*. Oxford: Oxford University Press, 25–48.
- Watts, D.J. 2007: A Twentyfirst Century Science. *Nature*, Ausgabe 445, 489.

## Modelle sozialer Netzwerke und Natural Language Processing: eine methodologische Randnotiz

Eine Vielzahl von Modellen sozialer Netzwerke basiert auf der (teil-)automatischen Analyse von Korpora natürlichsprachlicher Texte.<sup>1</sup> Dabei handelt es sich um Korpora, die beispielsweise Daten von Twitter, Facebook, Weblogs, Wikipedia, E-Mail-Systemen oder vergleichbaren Medien umfassen. Diese Art von *Primärdaten* werden – vielfach mit Hilfe von Methoden des *Natural Language Processing* (NLP) – in *Sekundärdaten* (vgl. Brinker, Sager 2006) überführt, um hieraus schließlich Netzwerkmodelle von sozialen Systemen als den entsprechenden Modelloriginalen (Stachowiak 1965, 1989) zu gewinnen. Die resultierenden Netzwerkmodelle bilden Daten dritter Ordnung, welche als Input zur Berechnung einschlägiger Netzwerkstatistiken (Newman 2010) dienen (siehe Figur 1). Im Vordergrund unserer Notiz zu Netzwerkmodellen stehen solche Verfahren, bei denen Abbildung 2: von Modellen sprachlicher auf Modelle sozialer Entitäten mit Methoden des NLP automatisiert durchgeführt wird. Hierzu steht eine Reihe von Werkzeugen bereit, und zwar ausgehend von der so

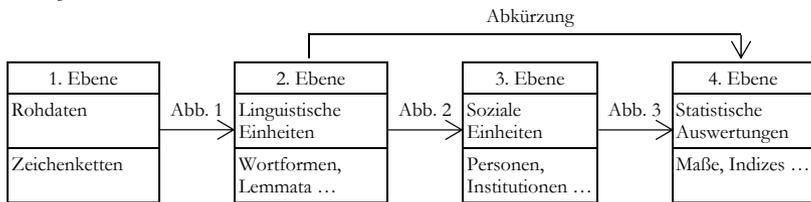
---

1 Dies ist das Ergebnis einer Fragenbogenaktion, welche anlässlich eines interdisziplinären Workshops zu sozialen Netzwerken im Rahmen des Darmstädter Schader-Forums am 25 und 26. April 2016 durchgeführt wurde.

genannten *Tokenisierung* und *Lematisierung* über das *Wortarten-Tagging*, die *Named Entity Recognition*,<sup>2</sup> die Erkennung von Zeitausdrücken, die *automatische Disambiguierung*, das *Semantic Role Labelling*<sup>3</sup> und die *Relation Extraction* bis hin zur *Event Detection*, dem *Topic Tracking* und der *Frame Analysis*, um nur wenige Beispiele zu nennen.<sup>4</sup> Idealerweise annotieren solche NLP-Methoden sämtliche in den Inputkorpora manifestierten Informationen derart, dass sie computerbasiert weiterverarbeitet werden können. Dabei sind insbesondere intertextuell konstituierte Informationen relevant, welche dadurch zustande kommen, dass sie Informationen (etwa zu denselben Personen oder denselben Organisationen) aus mehreren Texten aggregieren.

In den resultierenden Netzwerkmodellen der Ebene 3 aus Figur 1 de-notieren Knoten soziale, situationelle (Barwise, Perry 1983) oder kognitive (Johnson-Laird 1988) Entitäten,<sup>5</sup> während Kanten Prozesse bzw. Relationen<sup>6</sup> dieser Entitäten abbilden.

Figur 1: Von Textkorpora zu Modellen sozialer Netzwerke und hierauf aufsetzenden Netzwerkstatistiken



Unser Ansatz besteht nun darin festzustellen, dass diese kaskadierte Abbildung insbesondere im Hinblick auf den Begriff der *Identität* eine Reihe von methodologischen Problemen aufwirft. Wenn wir beispielsweise einen Knoten X eines Netzwerks N als Modell einer sozialen Entität Y betrachten, dann setzen wir im Idealfall voraus, dass sämtliche Informationen über Y, die das Inputkorpora C bereithält, exploriert wurden, um Knoten X in N informationell anzureichern bzw. strukturell einzubetten. Jedes Segment von Texten aus Korpus C wäre folglich dahingehend zu überprüfen, inwie-

2 NER; zum Beispiel von Personen, Orten oder Organisationen.

3 Zum Beispiel von *agent*, *patient* und *instrument* einer Handlung.

4 Siehe Jurafsky, Martin 2000 sowie Manning, Schütze 1999 für Übersichten über diese und verwandte Ansätze.

5 Zum Beispiel Personen, Organisationen, Institutionen, Orte, Zeiten oder mentale Modelle.

6 Zum Beispiel der Koordination, Kooperation, Kollaboration, der zeitlichen oder räumlichen Inklusion, des kognitiven Alignments (Pickering, Garrod 2004).

weit es strukturelle Information dieser Art beinhaltet. Das Problem ist nun, dass diese Aufgabe im Allgemeinen fern davon ist, gelöst zu sein. Mehr noch, ihr Lösungsgrad ist nicht sonderlich gut bekannt – von speziellen Evaluationsszenarien für NLP-Methoden einmal abgesehen, welche jedoch zumeist den »wahren Fehler«, wie er aus der Anwendung solcher Methoden resultiert, unterschätzen. Es wäre zumindest nötig, im Vorfeld zu wissen, welche Entitäten überhaupt vernetzt werden sollen, da wir nicht erwarten können, dass ein rein textbasierter Ansatz all diese Informationen einem Textkorpus entnehmen kann. Ein solches ontologisches Modell (Cimiano, Unger, McCrae 2014) liegt der Mehrzahl der statistischen NLP-Ansätze jedoch nicht zugrunde und ist im Allgemeinen nur sehr schwer zu erstellen. An dieser Stelle böte es sich an, und diesen Weg beschreiten offenbar viele Ansätze, nicht etwa Netzwerke von Entitäten der Ebene 3, sondern von Einheiten der Ebene 2 zu betrachten (siehe die »Abkürzung« in Figur 1). Hier trifft man jedoch auf dasselbe Problem der Identität, dessen Lösung abermals den Rückgriff zumindest auf eine vorzugebende terminologische Ontologie (Sowa 2000) impliziert. Viele Gattungsnamen sind bekanntermaßen mehrdeutig, so dass man im Zuge der Netzwerkbildung zu disambiguieren hat. Doch welche Bedeutung hat man im konkreten Fall eines Textvorkommens anzusetzen? Im Idealfall klärt uns ein Disambiguierungsmodell wenigstens über die Wahrscheinlichkeitsverteilungen der Lesarten von Wörtern ex ante auf – aus den Korpora selbst sind solche Modelle nicht vollständig zu gewinnen, da Mehrdeutigkeit kein rein sprachsystematisch induziertes Problem ist. Modelle, welche Umfang und Verteilung von Lesarten je Wort abschätzen, können anhand von großen Korpora (wie der Wikipedia, welche zudem Disambiguierungsseiten ausweist) gelernt werden. Wir können jedoch nicht sicher voraussagen, dass ein solches Korpus gerade die Mehrdeutigkeitsfälle unseres Modelloriginals abdeckt. An dieser Stelle ließe sich die Fehleranalyse durch Verweis auf die Kontextsensitivität der natürlichen Sprache (Barwise, Perry 1983) und ihre Variationsquellen (Fritz 2006) beliebig fortsetzen. Im Kern stehen wir vor einem Modellierungsproblem, dass mit Fehlerarten von textbasierten Modellen sozialer Netzwerke in Zusammenhang steht:

- Typ-0-Fehler: Strings – wie beispielsweise so genannte Boilerplates in Webseiten –, die nicht Teil der analyserelevanten Daten sind, werden Korpus C zugeschlagen, so dass die strukturelle Einbettung von Knoten letztlich verrauscht wird.

- Typ-1-Fehler: Dieselbe Entität – etwa ein Wort (als Modelloriginal von Knoten der Ebene 2) oder eine Person (als Modelloriginal von Knoten der Ebene 3) – wird auf verschiedene Knoten des Netzwerks  $N$  abgebildet, so dass schließlich auch die Kanten-basierten Repräsentationen ihrer Beziehungen verteilt werden.
- Typ-2-Fehler: Derselbe Knoten aus  $N$  resultiert aus der Aggregation von Informationen zu verschiedenen Entitäten des jeweiligen Modelloriginals. Infolgedessen bildet dieselbe Kante aus  $N$  möglicherweise verschiedene, zusammenhanglose Prozesse oder Relationen ab.

Mikro-, Meso- oder Makroebenen bezogene Einheiten, welche aus solchen Netzwerken abgeleitet werden, bergen das Risiko einer Vervielfältigung dieser Fehlerarten auf die jeweilige Ableitungsebene, und zwar so, dass hierauf aufsetzende Statistiken invalide sind. Der Grund hierfür besteht im Kern darin, dass nicht länger von einer Abbildungsbeziehung zwischen (struktureller, semantischer oder funktionaler) Rolle im Modelloriginal und struktureller Position im Netzwerkmodell ausgegangen werden kann. Um Probleme dieser Art anzugehen, benötigen wir Methoden für die Abschätzung von Fehlern der genannten Art. Solche Abschätzungsmethoden stehen wiederum in Zusammenhang mit Sensitivitätsanalysen, welche bei zu variierender Genauigkeit und Konzertierung der eingesetzten NLP-Methoden Abschätzungen darüber geben, wie sich die entsprechenden Fehlerraten verändern. Solche Sensitivitätsanalysen fehlen in dem hier untersuchten Bereich nahezu vollständig. Ganz unabhängig von dieser Einschätzung stellen wir in Abrede, dass NLP-Methoden quasi aus Textkorpora allein valide Modelle sozialer Netzwerke unüberwacht lernen können. Hierfür bedarf es vielmehr einer modelltheoretischen Semantik des jeweiligen Modelloriginals, welche im Bereich rein statistischer NLP-Methoden noch immer eine untergeordnete Rolle spielen.

Alexander Mehler, Andy Lücking

## Literatur

- Barwise, J., Perry, J. 1983: *Situations and Attitudes*: Cambridge: MIT Press.
- Brinker, K., Sager, S.F. 2006: *Linguistische Gesprächsanalyse*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Cimiano, P., Unger, C., McCrae J. 2014: *Ontology-based interpretation of natural language*. Toronto: Morgan & Claypool Publishers.

- 
- Fritz, G. 2006: Historische Semantik. Stuttgart: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung.
- Jurafsky, D., Martin, J.H. 2000: Speech and Language Processing: an Introduction to Natural Language Processing, Computational Linguistics, and Speech Recognition. Upper Saddle River: Prentice Hall.
- Manning, C.D., Schütze, H. 1999: Foundations of Statistical Natural Language Processing. Cambridge, Ma.: MIT Press.
- Newman, M.E.J. 2010: Networks: An Introduction. Oxford: Oxford University Press.
- Sowa, J.F. 2000: Knowledge Representation: Logical, Philosophical, and Computational Foundations. Pacific Grove: Brooks, Cole.
- Stachowiak, H. 1965: Gedanken zu einer allgemeinen Modelltheorie. *Studium Generale*, 18. Jg., Heft 7, 432–463.
- Stachowiak, H. 1989: Modell. In H. Seiffert, G. Radnitzky (Hg), *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*. München: Ehrenwirth, 219–222.

## Projektförmige Polis und akademische Prekarität im universitären Feudalsystem\*

*Silke van Dyk, Tilman Reitz*

Die Aussichten des akademischen Mittelbaus in Deutschland, seine Beschäftigungslage zu verbessern, scheinen auf den ersten Blick so gut zu sein wie lange nicht mehr. Die Staatskassen sind vergleichsweise voll, an vielen Universitäten haben sich Mittelbau-Initiativen gebildet, die prekäre Beschäftigung des akademischen Nachwuchses ist zum Hauptthema der GEW avanciert, die Presse berichtet vermehrt über das Problem, Hochschulleitungen, Expertenkommissionen und Fachverbände wie die Deutsche Gesellschaft für Soziologie arbeiten an Lösungsvorschlägen. Doch trotz der lauter werdenden Kritik und der Einigkeit darüber, dass es für den mit einiger Penetranz so bezeichneten »Nachwuchs« nicht optimal läuft, sind bislang bestenfalls kosmetische Lösungen und kleine Verbesserungen zu beobachten – die im konkreten Einzelfall natürlich wirklich helfen können. Wir wollen im Folgenden zeigen, dass die Rahmenbedingungen akademischer Lehre und Forschung in Deutschland trotz solcher punktuellen Verbesserungen eine fortgesetzte Ausbeutung des Mittelbaus wahrscheinlich machen. Systematisch wollen wir die Beharrungskraft der Ausbeutung an den Hochschulen mithilfe zweier Muster aus soziologischen Zeitdiagnosen analysieren: der projektbasierten Polis als »neue[m] Geist des Kapitalismus« (Boltanski, Chiapello 2006) und der »Refeudalisierung« im flexiblen Finanzmarktkapitalismus (vgl. Neckel 2010; 2013). Interessanterweise produziert die Soziologie eine Vielzahl solcher kritischen Diagnosen, ohne diese selbstreflexiv auf die (Arbeits-) Bedingungen der eigenen Wissensproduktion zu beziehen.

---

\* *Anm. der Redaktion:* Leicht überarbeitete Version des Beitrags zum DGS-Blog vom Mai und Juni 2016 (<http://soziologie.de/blog/2016/>).

Ansätze, die eine Entprekariisierung des Mittelbaus anstreben, ohne die wettbewerbsbasierte (Unter-)Finanzierung von Forschung und Lehre einerseits und die feudale Privilegierung von Professor\_innen andererseits zum Thema zu machen, werden – so unsere These – keine strukturellen Verbesserungen erreichen. Das einzigartige Konglomerat aus – als Ökonomisierung verkleideten – Einsparungsimperativen, Drittmittelwettbewerb und ständischer Privilegierung bringt ein Ausbeutungssystem ganz eigener Qualität hervor. Ein Vorgehen gegen diese akademische Ausbeutung erfordert Schritte, die nicht allein an den unteren Rändern ansetzen, sondern die das System akademischer Feudalität mitsamt seiner strukturellen Indienstnahme des prekariisierten Mittelbaus grundsätzlich durchkreuzen. Dazu gehört allerdings auch, wie wir ergänzend zeigen wollen, eine Handlungsbereitschaft, die nicht alles auf die Strukturen schiebt, während gerade die Nutznießer des Systems weitermachen wie bisher.

Um gegen die akademische Ausbeutung vorzugehen, sind Reformen und Strukturveränderungen unterschiedlicher Reichweite erforderlich – mit einer systematisch ausgebauten Grundfinanzierung der Hochschulen, der Abschaffung des Lehrstuhlprinzips und der Professor\_innenmehrheit in der akademischen Selbstverwaltung sowie dem Ausbau von Dauerstellen als zentralen Ansatzpunkten (vgl. zum Beispiel das Templiner Manifest der GEW; Reitz, Ullrich 2016). Einige dieser Änderungen werden Zeit brauchen, doch andere lassen sich unmittelbar angehen. Wir wollen uns zum Abschluss dieses Debattenbeitrags auf eine kurzfristige »Fünf-Jahres-Perspektive« konzentrieren, die erste Schritte zu weitergehenden, strukturellen Reformen benennt. Warum der Fokus auf die kurze Frist? Weil es darum geht, endlich loszulegen und aus der frappierenden Gleichzeitigkeit von zunehmender (mehr oder weniger öffentlicher) Kritikproduktion einerseits und weitgehender institutioneller Beharrung bzw. alltäglicher Reproduktion des Kritisierten andererseits auszurechnen. Ausnahmsweise könnte der akademische Feudalismus hier auch von Vorteil sein, zeichnet sich das universitäre System doch dadurch aus, dass diejenigen, die gegenwärtig die ständischen Dividenden einfahren, sofort – ohne eine Gesetzesänderung, ohne ein OK der Universitätsleitung und vor allem: ohne Beschäftigungsrisiko (!) – mit der konkreten Arbeit an der demokratischen oder sogar rebellischen Hochschule beginnen können. Nach unseren Ausführungen zur Erzeugung und Verfestigung akademischer Prekarität im spannungsvollen Zusammenspiel von projektförmiger Polis und professoralem Feudalismus werden wir dazu abschließend erste Ideen skizzieren.

## Die Rolle des akademischen Mittelbaus im deutschen Hochschulsystem

Das deutsche Hochschulsystem ist in gewisser Hinsicht extrem effizient, denn es leistet viel mit wenig Geld. Wenige Zahlen (zusammengestellt bei Schulze-Cleven, Olson 2017) illustrieren dies eindrücklich:

- Deutschland hatte 2011 gemessen am Bruttoinlandsprodukt (BIP) ca. 40 Prozent der Hochschulausgaben der USA, erreichte damit aber etwa 80 Prozent der dortigen Abschlussraten pro Jahrgang. Hauptgrund der Ausgabendifferenz sind die in den USA etablierten Studiengebühren und Spenden: Deutschland investierte 1,3 Prozent seines BIP in Hochschulen, davon 1,1 Prozent öffentlich; die USA investieren 2,8 Prozent ihres BIP, davon 1,8 Prozent privat (Wissenschaftsrat 2013a; OECD 2013: 184, 190).
- Im internationalen Vergleich liegt der Publikationsoutput der deutschen Forschung für den Zeitraum 2004 bis 2008 auf Rang 5, der Zitationserfolg sogar auf Rang 3 (vgl. Royal Society 2011: 17ff.); allerdings spielen dabei die reinen Forschungsinstitute eine herausragende Rolle, da an den Hochschulen die Lehrbelastung zu hoch ist. Dies erklärt auch, warum die Hochschulen vergleichsweise geringe Erfolge in internationalen Rankings aufzuweisen haben.
- Das Verhältnis »Studierende pro Professur« lag 2013 in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften bei 1:100, in den Sprach- und Kulturwissenschaften bei 1:80, in den Naturwissenschaften und der Mathematik bei 1:57 mit insgesamt steigender Tendenz (vgl. IEKE 2013: 15). Die staatlichen Ausgaben pro Studienplatz sind von 2003 bis 2013 von 6.747 Euro auf 6.270 Euro gesunken, wobei beide Zahlen im internationalen Vergleich sehr bescheiden sind.

Wer erbringt die preiswerten Zusatzleistungen, ohne die dieses systematisch unterfinanzierte System nicht funktionsfähig wäre? Die Antwort ist klar und kann noch einmal mit Zahlen belegt werden: Im Vergleich zu Frankreich, England und den USA hat Deutschland einen Rekordanteil befristeter wissenschaftlicher Mitarbeiter\_innen. Die Quote an Professuren liegt deutlich unter der Quote der drei anderen Länder – 13 bis 15 Prozent in Deutschland im Vergleich zu 35 Prozent in den USA, 24 Prozent in Frankreich und 18 Prozent in England –, während zugleich größere Kontingente unbefristeter Stellen wie *Associate Professors, Lecturers, Researchers*

oder *Maîtres des Conférences* fehlen (vgl. BuWiN 2013: 82). Stattdessen spielen die Forschung und Lehre von Arbeitsbereichs- und Projektmitarbeitenden, unter- und unbezahlte Lehraufträge an deutschen Hochschulen eine tragende Rolle. Selbst wenn man berücksichtigt, dass in den USA die prekarierte *Adjunct Faculty* erst gar nicht in Aufstellungen zur akademischen Beschäftigungsstruktur eingeht (vgl. für Zahlen zu dieser Gruppe Bérubé, Ruth 2015: 14ff.), zeigt der Vergleich, dass die befristet Beschäftigten an deutschen Hochschulen überdurchschnittlich in Anspruch genommen werden. Ihre un(ter)bezahlten Leistungen werden hier systematisch eingerechnet. Weshalb lässt sich der wissenschaftliche Mittelbau in Deutschland auf diese Situation ein? Hierzu wollen wir zwei Vermutungen vorstellen:

*Vermutung a:* Weil in einem System mit feudalen, ständischen und staatsabsolutistischen Anteilen immer mehr Anwärtler\_innen auf die privilegierte Position der Professur aus sind – dazu später mehr.

*Vermutung b:* Weil eine der neueren Herrschaftstechnologien des Kapitalismus – die projektförmige Polis – an den Hochschulen besonders gut greift. Diesen Punkt führen wir zuerst aus. Generell wird zu sehen sein, dass sich die hochschulspezifische Verschränkung von projektbasierter Polis und Neo-Feudalismus keineswegs auf die Motivlagen des wissenschaftlichen Mittelbaus beschränkt.

## Die projektbasierte Polis an deutschen Hochschulen

Luc Boltanski und Ève Chiapello haben in ihrer Studie »Der neue Geist des Kapitalismus« bekanntlich herausgearbeitet, dass und inwiefern der neuere Kapitalismus auf »Projekten« basiert (vgl. Boltanski, Chiapello 2006: 147ff.). Konkret geht es in der von ihnen identifizierten »projektbasierten Polis« a) um eine zeitlich begrenzte Verdichtung von Netzwerken, b) um die Konkurrenz von Projektteams auf Märkten und Quasimärkten, die zunehmend die Bürokratien und Hierarchien älterer Industrieunternehmen ersetzt und dabei c) Motivation zu Erwerbsarbeit und eine Legitimation der Gewinnverteilung herstellt. Auf diese Weise wurden, so die Hauptthese von Boltanski und Chiapello, gerade die Handlungsenergien und normativen Prinzipien der in den sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre wurzelnden »künstlerischen« Kapitalismuskritik für ein neues kapitalistisches Arbeitsethos eingespannt. Inwiefern diese Analyse wirklich die

Produktionsweise im flexiblen Kapitalismus in ihrer Breite und Heterogenität erfasst, ist zwar umstritten (vgl. Henning 2010; van Dyk 2010), doch in einem gesellschaftlichen Bereich kann man ganz sicher die Einrichtung einer »projektförmigen Polis« beobachten: im akademischen Betrieb. Hier ist es üblich geworden, dass Wissenschaftler\_innen immer neue Forschungsprojekte in den Wettbewerb »werfen«, um ihre Stellung zu sichern und auszubauen. Der systematische Charakter des Wandels ist bereits quantitativ augenfällig. Das Verhältnis der staatlichen Grundfinanzierung zu den Ausgaben der Hochschulen ist von 2003 bis 2013 von 75 auf 66 Prozent gefallen (IEKE 2016: 12), der Anteil von Drittmitteln an der Hochschulfinanzierung dagegen zwischen 2000 und 2010 von 10 auf 15 Prozent gestiegen (Wissenschaftsrat 2013b: 115). Allein zwischen 2009 und 2014 haben die Drittmittel in den Hochschuleinnahmen von insgesamt 5,3 Mrd. Euro auf 7,1 Mrd. Euro zugenommen (vgl. Statistisches Bundesamt 2013; 2015).

Die Effekte entsprechen den Thesen Boltanskis und Chiapellos. Netzwerke gewinnen an Bedeutung. Neben früheren Erfolgen und einer gewissen Konformität mit Blick auf Förderbedingungen und -ziele werden die Förderaussichten dadurch bestimmt, welche wissenschaftlichen, politischen und ökonomischen Beziehungen die Antragsteller\_innen aktivieren können. Zudem erfüllt die projektbasierte akademische Polis beide Funktionen, die Boltanski und Chiapello einer Rechtfertigungsordnung zuschreiben: die der Legitimierung (durch Peer-Urteile) sowie die der Motivation (durch das immer wieder neu eröffnete Spiel um möglichen Statusaufstieg). Projektförmige Forschung motiviert die Forschenden mit mehr oder weniger existenziellem Druck, sich über die Aufgabenerfüllung hinaus zu engagieren und ständig weitere Felder zu erschließen; sie schafft und rechtfertigt Hierarchien, die auf anerkannter Kompetenz beruhen, weil sich individueller Erfolg der geregelten Bewertung durch Kolleg\_innen verdankt und die Ungleichheit zwischen Institutionen durch neutrale Leistungsindikatoren objektiviert und verstärkt wird; sie vermittelt auch nach außen, dass die Vergabe von Forschungsmitteln nach Regeln wissenschaftlicher Selbstkontrolle abläuft, und kann sogar Kriterien erwarteten sozialen Nutzens integrieren, etwa in Förderlinien zu ökonomischer Standortverbesserung, ökologischer Nachhaltigkeit oder sozialem Zusammenhalt.

An diese Forschung wird nun vermehrt auch die Lehre der im akademischen Mittelbau Beschäftigten geknüpft. Projektmitarbeitende geben freiwillig bzw. für den Lebenslauf Seminare und betreuen Abschlussarbeiten,

die Arbeitsbereiche und Institute kalkulieren ihre Mitarbeit ein und wären ohne sie in vielen Fällen nicht mehr funktionsfähig. Die Inhaber\_innen der verbleibenden »regulären«, das heißt über die Grundfinanzierung der Hochschulen abgesicherten Mittelbaustellen spüren den Konkurrenzdruck, sie müssen sich gegenüber den Projektbeschäftigten als ebenfalls aktiv rechtfertigen und sind unter dem neuen Wissenschafts-Zeitvertragsgesetz sogar gleichfalls an zeitlich fixierte Qualifizierungsziele oder andere Leistungsvorgaben gebunden.

Nur eine Annahme von Boltanski und Chiapello lässt sich nicht ohne Weiteres auf die Hochschulen übertragen: ihre These, dass die projektförmerige Polis eine Ausbeutung der Unbeweglichen durch die Mobilen bedingt. Im akademischen Kapitalismus zählen zwar ebenfalls Auslandsaufenthalte und vielfältige Verbindungen, doch die notwendige unbezahlte Zusatzarbeit wird mehrheitlich von den prekär-mobilen Projektmitarbeitenden erbracht. Die tendenziell nur noch »aufstiegsmobilen« Professor\_innen können dabei entscheiden, zu welchen Anteilen sie sich an der Ausbeutung der Projektmitarbeiter\_innen beteiligen oder sich mitausbeuten lassen. Damit ist eine weitere Besonderheit der akademischen, projektbasierten Polis benannt: Sie ist in einem ständisch geprägten, durch feudale Strukturen der Abhängigkeit geprägten System situiert, dessen Hauptfiguren, die Professor\_innen, in vielerlei Hinsicht aus der Zeit gefallen zu sein scheinen.

## Wettbewerbsregimes und akademischer Neofeudalismus

Inwiefern sind angesichts dieser gegenwärtig gebliebenen Vergangenheit soziologische Diagnosen der Refeudalisierung von Ökonomie und Klassenstruktur im Finanzmarktkapitalismus hilfreich, um Strukturen und Wandlungsprozesse im Wissenschaftsbetrieb zu analysieren? Einerseits scheinen sich Analogien aus zwei Gründen zu verbieten: Das akademische Feld funktioniert erstens aller Ökonomisierung zum Trotz nach anderen Maßgaben als die Sphäre des Finanzmarktkapitalismus; zweitens ist mehr als fraglich, ob mit Blick auf Statuspositionen, persönliche Abhängigkeiten und ständische Mitbestimmungsregeln überhaupt je von einer Ent-Feudalisierung des Wissenschaftsbetriebs die Rede sein konnte. Andererseits ist gerade angesichts der Gleichzeitigkeit von fortgesetzten Feudalstrukturen

und zunehmendem Wettbewerb die Analyse des Hochschulsystems als Neo-Feudalismus reizvoll.

Sighard Neckel (2010; 2013) behauptet mit Blick auf die Rechtfertigungsordnungen des Finanzmarktkapitalismus eine Refeudalisierung der Werte: vom Wert der Leistung zum Wert des Erfolges (vgl. auch Neckel 2008). Auf den ersten Blick scheint diese Akzentverschiebung für den Hochschulbetrieb kontraintuitiv, sind doch im Zuge von Leistungs- und Zielvereinbarungen die konkreten Leistungserwartungen an einmal berufene Professor\_innen in der jüngeren Vergangenheit (gerade im Vergleich zu früheren Jahrzehnten) deutlich verschärft und in Kennziffern gepresst worden. Auf den zweiten Blick macht die Akzentverschiebung jedoch einen wichtigen Mechanismus sichtbar: Gerade die Persistenz feudaler Strukturen an Hochschulen und Universitäten, basierend auf Statusunterschieden, ständisch differenzierten Mitbestimmungsmöglichkeiten und persönlichen Abhängigkeiten (befristeter Mitarbeitender von Professor\_innen), schafft in Zeiten verschärften Wettbewerbs Möglichkeiten für leistungslosen Erfolg. Auch wenn dies keine Zwangsläufigkeit darstellt und Ausnahmen wie immer die Regel bestätigen, wird der steigende, auf den Professuren lastende Wettbewerbsdruck doch regelmäßig (zumindest teilweise) nach »unten« weitergereicht.

Nach außen unsichtbare Arbeit von nicht-professoralen Wissenschaftler\_innen verschafft Professor\_innen zum Beispiel Anträge für Drittmittel, die sie häufig nicht selbst geschrieben haben, aber unter ihrem Namen einreichen, da dies bei vielen Institutionen unterhalb der Professur nicht möglich oder nicht aussichtsreich ist. Und je bekannter ein Name, desto größer die Dividenden unterschiedlichster Gestalt, die allein dafür ausgeschüttet werden, den Namen für ein Projekt/Buch/Kapitel zur Verfügung gestellt zu haben. Das ist leistungsloser Erfolg par excellence. Über die Refeudalisierung der Werte heißt es bei Neckel: »Die Sucht nach Erfolg, vermessen in reinen Geld- und Statusbegriffen, wurde [...] zur Subjektivierung einer Wettbewerbsgesellschaft, in der sich das Ranking auf vorderen Plätzen zu einer Art Privatreligion aufrichten konnte.« (Neckel 2010: 6) Obwohl dies für ein ganz anderes gesellschaftliches Setting formuliert ist, könnte die institutionell geförderte, geforderte und befeuerte Jagd nach Drittmitteln, Rankingplätzen und Zitationen und die damit verbundene Quantifizierung wissenschaftlicher Kreativität kaum besser beschrieben werden. Der alte universitäre Feudalismus mag in seinen konkreten Auswüchsen hierarchischer und in seinen von »Ordinarien« dominierten Strukturen exklusiver gewesen sein als das gegenwärtige Hochschulsystem, der Neo-Feudalismus aber begründet einen for-

cierten Statuswettbewerb der Professor\_innen, dessen Kosten durch die praktische Indienstnahme der »abhängig Beschäftigten« – zumindest in Teilen – externalisiert werden. Parallel zu dieser Kostenabwälzung ist die Praxis weit verbreitet, wenig prestige- und erfolgsträchtige Korrektur- und Betreuungsaufgaben im Lehrbetrieb auf unterschiedlichste Weisen – mehr oder weniger sichtbar, mehr oder weniger offiziell, mehr oder weniger entlohnt – an die Beschäftigten des Mittelbaus weiterzureichen.

In Zeiten, da auf eine stetig wachsende Zahl Beschäftigter im Post-Doc-Status eine weitgehend stabile bzw. nur leicht steigende Anzahl etatisierter Professuren kommt, funktioniert der Flaschenhals der Berufung im »The winner takes it all«-Modus (vgl. Rogge 2015). Auch das ist ein Kennzeichen neo-feudaler Privilegierung: Während das Betreiben von Wissenschaft für die einen ein existenzielles Risiko darstellt, hat die privilegierte Professor\_innenklasse nicht nur dieses Risiko hinter sich gelassen, sondern kann in den ständischen Universitätsstrukturen auch die Bedingungen ihres Erfolgs wesentlich ohne Intervention von Studierenden oder nicht professoralen Kolleg\_innen bestimmen. Um nicht missverstanden zu werden: Es geht uns nicht darum, die sich stetig weiter öffnende soziale Schere an den Hochschulen durch ein »Down-Grading«, das heißt durch eine Prekarisierung der Professuren zu schließen (wie sie ja mit der zunehmenden Befristung von W2-Professuren bereits ihren Anfang nimmt) – ganz im Gegenteil: Wir sind der Überzeugung, dass für eine *Entprekarisierung* wissenschaftlichen Arbeitens auf allen Ebenen und in all ihren Facetten die *Entfeudalisierung* der universitären Strukturen erforderlich ist, womit auch einige ständische Privilegien der Professor\_innen fallen müssen. Dafür gibt es Modelle und Beispiele in den vielen Ländern, in denen der »Sonderweg des Ordinariats« (Bunia 2016) nicht den universitären Alltag prägt, etwa in den sonst so gerne als Vorbild gepriesenen USA.

Wenn es keine alltägliche Lösungsstrategie mehr ist, einen Teil des Wettbewerbsdrucks auf diejenigen abzuwälzen, die sich aufgrund unsicherer Beschäftigungsverhältnisse und Zukunftsperspektiven nur schwer entziehen können, steht zu hoffen, dass die Kritik derjenigen, die in ihrer privilegierten Position als verbeamtete Professor\_innen wesentlich freier agieren können, lauter, radikaler und praktischer wird. Bisher sind es häufig gerade die prekären wissenschaftlichen Laufbahnen und Karrierepfade (die ja fast alle durchlaufen haben), die die feudalen Privilegien absichern, weil diese als legitime Entschädigung für Jahre der Abhängigkeit, Unsicherheit und Ausbeutung betrachtet und deshalb nicht leicht wieder preisgegeben werden.

## Wie soll es weitergehen? Was sofort bzw. innerhalb der nächsten fünf Jahre passieren kann

Mit diesen beiden analytischen Perspektiven auf den Wissenschaftsbetrieb zeigt sich, dass die Ansatzpunkte für eine radikale Umgestaltung des Hochschulsystems auf sehr unterschiedlichen Ebenen liegen: Einerseits ist die Abhängigkeit und Ausbeutung des Mittelbaus strukturell bedingt und damit auch nur durch eine grundlegend andere Finanzierungsstruktur sowie die Abschaffung des Lehrstuhl- oder Arbeitsbereichs- zugunsten eines Departmentprinzips zu überwinden; andererseits verleihen die ständischen Privilegien der Professor\_innen im akademischen Neo-Feudalismus diesen aber auch eine konkrete, unmittelbare Verantwortung und beträchtliche Handlungsmöglichkeiten. So richtig es ist, strukturelle Probleme nicht zu individualisieren und zu einer Frage der Eigenverantwortung einzelner (mit Vorliebe auch der Beschäftigten des Mittelbaus) zu machen, so wichtig ist es, die für das akademische System relevante Umkehrung im Blick zu behalten: Wenn Professor\_innen ihre Handlungsspielräume kleinreden, auf die problematischen Strukturen und den alles dominierenden akademischen Kapitalismus verweisen, dann tragen sie bei aller Berechtigung dieser Kritik doch wesentlich zu einem Verbalradikalismus bei, während sie im konkreten Arbeitsprozess häufig die ständischen Dividenden einfahren und das kritisierte System konformistisch reproduzieren. Anders als in der Diagnose Boltanskis und Chiapellos geht es hier weniger um die Vereinnahmung von Kritik durch das kritisierte (in diesem Fall Hochschul-)System, sondern um Kritik als unverzichtbares Element einer akademisch-gefälligen Selbstdarstellung als reflexive\_r Wissenschaftler\_in, die zu keinem Zeitpunkt darauf zielt, sich zu materialisieren bzw. an den kritisierten Strukturen tatsächlich etwas zu ändern.

Wie könnte dieses reibungslose Nebeneinander von Kritikproduktion und Systemreproduktion kurzfristig gestört und unterbrochen werden? Was ist bereits innerhalb der nächsten Jahre realisierbar, ohne dass ein einziges Gesetz geändert werden muss?

- Mitarbeiter\_innenstellen sind im gegebenen System zwar formal einzelnen Professuren zugeordnet, innerhalb der Institute kann aber mit der sukzessiven Überführung von persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen in kollektiv organisierte Institutsstrukturen begonnen werden – in einigen kleineren Instituten wird Ähnliches bereits praktiziert. Auf Institutsebene wird ein Kodex guter wissenschaftlicher Arbeit verab-

schiedet, der die Maßgaben für die konkreten Beschäftigungsbedingungen im akademischen Mittelbau regelt und die Grundlage für gleichwertige Arbeitsbedingungen im ganzen Institut darstellt. In jedem Institut existiert eine Interessenvertretung der Mitarbeiter\_innen, und es wird eine Ombudsstelle für Beschwerden eingerichtet.

- Die Einführung einer Drittel- bzw. Viertelparität in den Gremien der akademischen Selbstverwaltung wird vorbereitet, indem Handlungsspielräume im Institutsalltag ausgeschöpft werden, um die formal vorgeschriebene Professor\_innenmehrheit durch Konsultationen, Zusatzgremien und kreative Alltagslösungen faktisch zu durchkreuzen. Auf diese Weise kann aus der alltäglichen Praxis heraus die Demokratisierung der ständischen Strukturen in Angriff genommen werden.
- Es erfolgt eine kollektive Mittelverwaltung im Institut, und innerhalb der professoralen Arbeitsbereiche wird Transparenz über Berufungs- und Lehrstuhlmittel bzw. Dispositionsfonds hergestellt; die Zeiten sind vorbei, da Mitarbeiter\_innen auf halben Stellen Konferenzreisen aus eigenen Mitteln finanzieren, während Professor\_innen über Berufungsmittel im fünfstelligen Bereich verfügen.
- Es werden *keine* unsichtbaren Arbeiten an Mitarbeiter\_innen des Mittelbaus übertragen, die diese im Namen bzw. unter dem Namen ihrer Vorgesetzten ausführen. Dies umfasst das Korrigieren von Klausuren, das Schreiben von »Vorgutachten« für Abschlussarbeiten, das Verfassen von Artikeln, deren Erstautor\_innenschaft vom Professor/der Professorin beansprucht wird und vieles mehr.
- Institute lehnen die Einrichtung von befristeten Hochdeputatsstellen in der Lehre ab (auch das wird an einigen Orten bereits erfolgreich praktiziert).
- *Postwachstum in der Wissenschaft I*: Wer Forschungsergebnisse publiziert, vermeidet Pseudo-Autor\_innenschaften sowie die mehrfache Wiederverwertung von Artikeln und Beiträgen und beschränkt sich stattdessen auf wenige, aussagekräftige Publikationen. Statt immer mehr zu publizieren, um etwaige Kennziffern zu erfüllen oder Hirsch-Indizes zu steigern, werden endlich wieder die – damit ja weniger werdenden – Artikel der Kolleg\_innen gelesen. So wird eine tatsächliche Basis für kollektive Wissensproduktionen und Debatten geschaffen, während kollektives Forschen gegenwärtig in vielen strukturierten Förderformaten eher simuliert als praktiziert wird.

- *Postwachstum in der Wissenschaft II*: Die Beteiligung an Drittmittelwettbewerben wird radikal eingeschränkt, besonders dort, wo die Chancen für kleine und mittlere Standorte erkennbar schlecht sind und man nur erwartbare Gewinner bestätigt. Dazu gehört auch, die Exzellenzinitiative nicht nur hinter vorgehaltener Hand zu kritisieren, wie es fast allerorten geschieht (vgl. Hörisch 2016), sondern Position zu beziehen gegen die vertikale Differenzierung des Hochschulsystems (vgl. van Dyk, Möller, Reitz 2016). In solchen Fällen liegen die Interessenkonflikte allerdings auf der Hand. Während die Professor\_innen nur auf Projekte verzichten, die ihr Prestige erhöhen, sich aber in der Masse kaum mehr sinnvoll betreuen lassen, stehen für befristete Mitarbeitende mögliche Stellen auf dem Spiel. Im Einzelfall lassen sich hier sinnvolle Lösungen finden – generell wird aber deutlich, dass das projektbasierte Feudalsystem nur schlechte Handlungsalternativen lässt.

Nachbemerkung: In vielen Kontexten haben sich Mittelbau-Initiativen gegründet, die sich inzwischen auch untereinander vernetzen. Sie sollten damit nicht alleine bleiben. Wer an der Gründung eines Arbeitskreises zur Entfeudalisierung der Professur interessiert ist, in dem zum Beispiel Erfahrungen mit der Demokratisierung von Instituten ausgetauscht und gemeinsame Aktionen angebahnt werden könnten, kann sich gern bei uns melden.

## Literatur

- Bérubé, M., Ruth, J. 2015: *The Humanities, Higher Education, and Academic Freedom: Three Necessary Arguments*. New York: Palgrave MacMillan.
- Boltanski, L., Chiapello, È. 2006: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz: UVK.
- Bunia, R. 2016: Hochschulreform: Der Sonderweg des Ordinariats. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 24. Mai 2016.
- BuWiN 2013: Bundesbericht zur Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses, Bielefeld.
- Henning, C. 2010: Limits of Fulfilment in an Age of Flexibility. Changes in Management Semantics and the Critique of Capitalism. In Ch. Azaïs (Hg.), *Labour and Employment in a Globalising World. Autonomy, Collectives and Political Dilemmas*. Brüssel: Peter Lang, 185–204.
- Hörisch, J. 2016: Exzellenzinitiative: Privat ein Laster, öffentlich eine Tugend. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29. Mai 2016.
- IEKE – Internationale Expertenkommission zur Evaluation der Exzellenzinitiative 2016: Endbericht, Berlin.

- Neckel, S. 2008: Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Neckel, S. 2010: Refeudalisierung der Ökonomie. Zum Strukturwandel kapitalistischen Wirtschaftens. MPIfG Working Paper Nr. 6.
- Neckel, S. 2013: »Refeudalisierung« – Systematik und Aktualität eines Begriffs der Habermas'schen Gesellschaftsanalyse. *Leviathan*, 41. Jg., Heft 1, 39–56.
- OECD 2013: Education at a Glance 2013. Paris: OECD.
- Reitz, T., Ullrich, P. 2016: Soziale Öffnung und Demokratisierung von Lehre und Forschung. Diskussionsvorschlag für eine hochschulpolitische Offensive der Linken, [www.rosalux.de/fileadmin/rls\\_uploads/pdfs/Standpunkte/Standpunkte\\_13-2016.pdf](http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/Standpunkte/Standpunkte_13-2016.pdf), letzter Aufruf 15. November 2016.
- Royal Society 2011: Knowledge, Networks and Nations: Global Scientific Collaboration in the 21<sup>st</sup> Century. London: Royal Society.
- Schulze-Cleven, T., Olson, J. 2017: Worlds of Higher Education Transformed? Towards Varieties of Academic Capitalism. *Higher Education*. Special Issue: The New Political Economy of Higher Education.
- Rogge, J.-C. 2015: The winner takes it all? Die Zukunftsperspektiven des wissenschaftlichen Mittelbaus auf dem akademischen Quasi-Markt. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 67. Jg., Heft 4, 685–707.
- Statistisches Bundesamt 2013: Bildung und Kultur: Finanzen der Hochschulen 2011, Fachserie 11, Reihe 4.5, [www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/BildungKulturFinanzen/FinanzenHochschulen2110450117004.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/BildungKulturFinanzen/FinanzenHochschulen2110450117004.pdf?__blob=publicationFile), letzter Aufruf 15. November 2016.
- Statistisches Bundesamt 2015: Bildung und Kultur: Finanzen der Hochschulen 2013, Fachserie 11, Reihe 4.5, [www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/BildungKulturFinanzen/FinanzenHochschulen2110450137004.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/BildungForschungKultur/BildungKulturFinanzen/FinanzenHochschulen2110450137004.pdf?__blob=publicationFile), letzter Aufruf 15. November 2016.
- van Dyk, S. 2010: Grenzüberschreitung als Norm? Zur »Vereinnahmung« von Gegenstrategien im Kapitalismus und den Konsequenzen für eine Soziologie des Widerständigen. In K. Becker, L. Gertenbach, H. Laux, T. Reitz (Hg.), *Grenzverschiebungen des Kapitalismus. Umkämpfte Räume und Orte des Widerstands*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 33–54.
- van Dyk, S., Möller, C., Reitz, T. 2016: Vertikale Differenzierung. Wissensentwertung durch Statuswettbewerb. *Forschung & Lehre*, 23. Jg., Heft 5, 388–389.
- Wissenschaftsrat 2013a: Basisdaten Hochschulen / Forschungseinrichtungen in Deutschland. Bonn.
- Wissenschaftsrat 2013b: Perspektiven des deutschen Wissenschaftssystems (Drs. 3228-13), [www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/3228-13.pdf](http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/3228-13.pdf), letzter Aufruf 29. September 2016.

## Für eine kompromisslose Diskussion der Modi von Wissensarbeit\*

*Tino Heim*

Politische und akademische Debatten um die Krise der Wissensarbeit reproduzieren seit Jahren die immer gleichen Argumente und versanden in Symptom-Skandalisierungen, Mitleidsbekundungen für den »akademischen Nachwuchs« und Verheißungen »planbarer Karrieren«. Dass daran auch die bestenfalls halbherzige Novellierung des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes vom 11. März 2016 nichts ändern würde, war absehbar. Schließlich hieß es bereits in der zugrundeliegenden Evaluation explizit: »Da die politische Dimension des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes nicht Gegenstand des Evaluationsvorhabens ist, sind die wissenschafts-, beschäftigungs- und familienpolitischen Implikationen [...] unmaßgeblich und bleiben ohne Konsequenz.« (Jongmanns 2011: 34) Die oft absurden Konsequenzen des Gesetzes, das dem »wesentliche[n] Ziel« verpflichtet bleibt, »die hinreichend hohe Personalfuktuation« zu garantieren, welche »die Leistungs- und Innovationsfähigkeit der Wissenschaft« (ebd.: 23) anreizen soll, bestehen in der Folge weitgehend ungebrochen fort. Eine hochgradig flexible Befristungspraxis im Zeitraum von zwei mal sechs Jahren – die angesichts fehlender unbefristeter Stellen oft zur faktischen Beschäftigungsobergrenze werden – verhindert dabei nicht nur jede individuelle Arbeits-, Karriere-, Lebens- und Familienplanung in der Promotions- und Habilitationsphase, sie verunmöglicht auch ein Minimum an Kontinuität in Forschung und Lehre, die mitunter noch nicht einmal über das vollständige Semester gesichert ist.<sup>1</sup>

---

\* *Anm. der Redaktion:* Überarbeitete Version des Beitrags zum DGS-Blog vom Mai und Juni 2016 (<http://soziologie.de/blog/2016/>).

1 Unter dem Titel »Wir können das nicht mehr verantworten!« warf exemplarisch Elisabeth von Thadden (2015) hinsichtlich dieser Zustände keine arbeitsrechtliche oder wissenschaftsethische, sondern die hegelianische Frage auf: »Wie gefährden die akademischen

Diskutiert wird über diese Verhältnisse der Wissensarbeit dabei oft genug mit Begriffen, die bestenfalls eine ideologische Funktion erfüllen. So etwa, wenn das »Prekariat mit Doktorgrad« (Agarwala 2015), also hochqualifiziertes Personal mit langjähriger Berufserfahrung, bis ins vierte Lebensjahrzehnt als »Nachwuchs« behandelt wird oder wenn die klare juristische Unterscheidung von Berufsausbildungs- und Arbeitsverhältnissen in den Qualifikationsfunktionen akademischer Lohnarbeitsverhältnisse bis zur vollständigen Unklarheit verschwimmt, da der mit jeder qualifizierten Tätigkeit selbstverständlich verbundene Erwerb von Arbeitserfahrung als »Qualifikation« gilt.<sup>2</sup> Die gesellschaftliche Relevanz einer sich oft als »kritisch« attribuierenden Soziologie muss sich vor diesem Hintergrund auch daran erweisen, ob diesbezügliche Diskurse hier analytisch radikaler gestaltet werden können als anderenorts. Dafür wäre es erforderlich, über weit verbreitete Klagen über die Zumutungen akademischer Lohnarbeit oder die fortgeschrittene Unterminierung der Bedingungen unabhängiger Wissenschaft ebenso hinauszugehen wie über eine äußerliche Kritik wissenschaftspolitischer Wei-

---

Institutionen das, was sie hervorbringen sollten, nämlich die Wissenschaft? Was richten sie mit ihren Forschungsförderinstrumentarien und Wettbewerbsbedingungen an?« Einen guten Überblick über die wissenschaftsfeindlichen Effekte der akademischen Erwerbs- und Karrierebedingungen gab Peter Ullrich im letzten Heft der Soziologie (Ullrich 2016).

- 2 Ein Urteil des BAG stellte 2015 klar fest: »Berufsausbildungsverhältnisse und Arbeitsverhältnisse sind nicht generell gleichzusetzen«, da beide »unterschiedliche Pflichtenbindungen aufweisen.« Fördern Arbeitsverhältnisse »die Erbringung der vertraglich geschuldeten Leistung gegen Zahlung eines Entgelts«, schulde der »Auszubildende [...] keine Arbeitsleistung [...], sondern hat sich [...] zu bemühen, die berufliche Handlungsfähigkeit zu erwerben, die zum Erreichen des Ausbildungsziels erforderlich ist« während »die Hauptpflicht des Auszubildenden [...] darin besteht, [...] die zum Erreichen des Ausbildungsziels erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln.« (BAG vom 12. Februar 2015 - 6 AZR 845/13) Demgegenüber lässt das Wissenschaftszeitvertragsgesetz vollständig offen, was »Qualifizierung« meint und gestattet grundsätzlich jedes Arbeitsverhältnis zu befristen, »wenn die befristete Beschäftigung zur Förderung der eigenen wissenschaftlichen oder künstlerischen Qualifizierung erfolgt« (§ 2 Abs. 1 WissZeitVG). Dies erlaubt es den Hochschulen, neben Arbeitsverhältnissen, in denen zumindest formell ein Teil der Arbeitszeit für eine Qualifikationsschrift (Promotion oder Habilitation) vorgesehen ist, eine endlose Zahl alternativer »Qualifikationsziele« zu definieren, die faktisch mit der Erfüllung von Berufsaufgaben identisch sind. Akademische Arbeit wird so zum »Erwerb von Erfahrung im Hochschulsystem«, die Beantragung von Drittmittelprojekten gilt als »Erwerb von Erfahrungen in der Antragstellung von Drittmittelprojekten«, die Erfüllung von Lehraufgaben gilt als »Erwerb von Fähigkeiten in der akademischen Lehre« etc. Strukturierte Qualifizierungsprogramme gibt es für all dies nicht. Vielmehr wird eine vorhandene berufliche Handlungsfähigkeit für all diese Aufgaben stillschweigend vorausgesetzt.

chenstellungen der letzten Jahrzehnte. Eine soziologische Ursachenanalyse müsste auch die Hinterfragung von Grundstrukturen des Hochschulsystems und überkommener akademischer Status-Hierarchien einschließen.<sup>3</sup> Denn letztere sind in der Arbeitsrealität längst funktionslos geworden, bilden aber die primäre Legitimationsgrundlage, um der de facto selbständigen wissenschaftlichen Tätigkeit im Mittelbau die formelle Anerkennung zu verweigern und damit die Prekarisierung der überwiegenden Mehrheit des akademischen Personals zu rechtfertigen.

Es ist kein Geheimnis, dass der Hauptanteil akademischer Forschung und Lehre an deutschen Universitäten nicht von der Minderheit der 22.422 Professor\*innen (ohne Juniorprofessuren) an der Spitze der akademischen Tätigkeitspyramide geleistet wird, sondern vielmehr durch die breite Basis des prekarierten akademischen »Mittelbaus«. Neben 174.079 wissenschaftlichen und künstlerischen Mitarbeiter\*innen, Juniorprofessor\*innen,<sup>4</sup> Lehrkräften für besondere Aufgaben und Dozent\*innen – die als »luxurierendes Prekariat immerhin das befristete Privileg von Tarifvertrag und Personalvertretung genießen – zählen dazu 73.840 Mitglieder der als »nebenberufliches« Personal geführten Gruppen. Wissenschaftliche Hilfskräfte, Lehrbeauftragte, Honorarkräfte, Privatdozent\*innen etc. erfüllen dabei oft dieselben Tätigkeiten wie das hauptberufliche Personal und stellen insbesondere große Teile der Lehre sicher – aber zu Niedriglöhnen und oft ohne korporative Rechte und Personalvertretung. Das Verhältnis von 22.422 zu 247.919 fällt alle Hochschulformen zusammengenommen kaum besser aus, stehen hier doch 44.136 Professuren 335.486 im Mittelbau tätige Personen gegenüber (192.228 hauptberuflich, 143.258 »nebenberuflich«).<sup>5</sup> Zu den Letzteren kommt zudem eine erhebliche Dunkelziffer: Untertarifliche Promotions- und Post-Doc-Stipendien implizieren oft Quasi-Berufsaufgaben für Forschungseinrichtungen. »Dokoreltern« legen den »Zöglingen« die Übernahme unbezahlter Lehraufträge zur »Qualifikation« nahe und Teile der als Verwaltungs-, technisches und sonstiges Personal Beschäftigten sind entweder in den Grauzonen zur wissenschaftlichen Arbeit tätig oder leisten diese neben dem Brotberuf.

---

3 Diese Konsequenz legt auch der Beitrag von Silke van Dyk und Tilman Reitz (in diesem Heft) nahe.

4 Die statistische Zuordnung der Juniorprofessuren zu den Professuren ist durchaus streitbar, da die entsprechende Statusgruppe nicht nur hinsichtlich der Befristung vieles mit dem Mittelbau teilt, dem sie daher hier zugerechnet wird.

5 Die Angaben beziehen sich auf das Jahr 2014 (vgl. Statistisches Bundesamt 2015: 40f.).

Ohne diese heterogenen Arbeitskräfte wären die Universitäten in keiner Form funktionsfähig. Über sie als »Nachwuchs« zu verhandeln, entspricht einer multiplen Verkennung der Tatsachen. Spätestens nach und meist auch während der Promotion verrichtet der Mittelbau de facto dieselben Aufgaben wie die Professor\*innen. Zur faktisch eigenständigen Antrags-, Forschungs-, Lehr- und Publikationspraxis kommt dabei die Stellvertretung von Aufgaben, die formell den Lehrstuhlinhaber\*innen zugerechnet sind – etwa die Betreuung und Begutachtung akademischer Qualifikationsarbeiten, die Beteiligung an Vorlesungen oder die Mitarbeit an Drittmittelanträgen.<sup>6</sup> Der Anachronismus der *Venia Legendi* dient in diesem Kontext neben der Verteidigung feudaler Statusprivilegien nur mehr als Legitimationskonstrukt, um hochqualifiziertes Personal mit akademischem Abschluss und langjähriger Forschungs- und Lehrerfahrung unter der Fiktion flexibel zu befristen, es müsse sich für die über Jahre erfüllten Aufgaben erst noch »qualifizieren«. Der unbestimmte Qualifikationsbegriff des novellierten Wissenschaftszeitvertragsgesetzes garantiert dabei keine Arbeitszeit für die Qualifikationsschrift, und so kann jede akademische Tätigkeit zugleich als »Qualifikation« gelten – etwa Lehre, Studienberatung, Antragsarbeit etc. Nach zwölf Jahren Befristung ist das »Qualifikationsziel de facto oft ein Berufsverbot für die Tätigkeit, der die »Qualifikation« galt, da es jenseits des Nadelohrs zur Professur kaum unbefristete Stellen gibt. Dies mag zur problemlosen Entsorgung ausgebrannter und desillusionierter Arbeitskräfte für die Hochschulen in Einzelfällen instrumentell zweckmäßig sein und sichert zugleich den permanenten Nachschub unverbrauchter, idealistischer und motivierter »Nachwuchskräfte«, die erneut ohne Rücksicht auf Personalverantwortung in zwei mal sechs Jahren verschlissen werden können. Dem korrespondiert jedoch der kontinuierliche Verlust des in Forschung und Lehre akkumulierten Erfahrungswissens, was sich umso dramatischer auswirkt, weil universitäre Forschung und Lehre ebenso wie das

---

6 Sowohl Peter Ullrich (2016) als auch Silke van Dyk und Tilman Reitz (in diesem Heft) weisen in diesem Kontext zurecht darauf hin, dass ein Großteil der faktischen Arbeitsleistungen des Mittelbaus dadurch verdeckt stattfindet und die Kombination von prekarierten Erwerbsverhältnissen, unmittelbaren Abhängigkeitsverhältnissen von Professor\*innen, persönlichen Bindungen und intrinsischer Motivation vielfältige Formen der Überausbeutung begünstigen. Der Autor dieses Textes etwa hat, bevor er selbst promoviert war, im Rahmen seiner »Qualifikations«-Stelle nicht nur ein Drittel der Ringvorlesung »Einführung in die Soziologie« und einzelne Sitzungen der Vorlesungsreihe »Soziologische Theorie« bestritten, sondern war auch stellvertretend mit der Be(vor)gutachtung von Abschlussarbeiten und Promotionen betraut.

akademische Milieu weiterhin durch hochgradig informelle Strukturen geprägt sind und sich ein didaktisches wie forschungspraktisches Know-How nicht in einem Crashkurs im »Kompetenzcenter« erwerben lässt, sondern nur in langjährigem »Learning by Doing«. Zur Institutionalisierung der Verschrottung des Nachwuchses nach zwei mal sechs Jahren kommt die Tatsache, dass gerade befähigte Nachwuchswissenschaftler\*innen schon vorher den »Notausgang« aus dem akademischen Betrieb suchen oder in diesen gar nicht erst einsteigen wollen.<sup>7</sup> Beides schlägt negativ auf die Qualität akademischer Tätigkeit zurück.

Ob diese Knochenmühle wenigstens das neoliberale Versprechen wissenschaftlicher Bestenauslese für die Professuren erfüllt, ist zweifelhaft. Mitunter folgt der Berufung der aufgeschobene gesundheitliche Kollaps.<sup>8</sup> Öfter noch fördert ein System, das freie wissenschaftliche Tätigkeit durch den Zwang zur existenziell riskanten Karriere ersetzt, Opportunitätsstrategien, die die Steigerung akademischer Karrierechancen mit Abstrichen an den individuellen wissenschaftlichen Ansprüchen erkaufen, wobei im Grenzfall auch Minimalstandards wissenschaftlicher Redlichkeit geopfert werden müssen. Die Zunahme skandalträchtiger Einzelfälle in den letzten Jahren spricht dafür, dass es sich hier keineswegs nur um individuelles Fehlverhalten handelt, sondern um das Produkt einer Wissenschaftspolitik und eines akademischen Systems, deren Zwänge und Anreizsysteme ein entsprechendes Verhalten nahelegen.<sup>9</sup> Schließlich gilt in der Drittmittelakquise ebenso wie in Evaluationen, Bewerbungen und Berufungsverfahren oft die reine Quantität von – bestenfalls im »Peer Review« nivellierten und norma-

---

7 In einer Online-Umfrage der ZEIT, an der sich fast 7.000 Nachwuchswissenschaftler\*innen beteiligten, gaben immerhin 81%[] an, über einen Ausstieg aus dem Wissenschaftssystem nachzudenken. Selbst bei den Juniorprofessor\*innen überlegte dies mehr als die Hälfte. Zwar führt das hier verwendete »Crowdsourcing« nicht zu repräsentativen Ergebnissen, auch da die Form der Fragestellungen vor allem Akademiker\*innen mit höherem Frustrationspotenzial angesprochen haben dürfte. Angesichts der hohen Beteiligung darf das Ergebnis aber wohl zumindest beunruhigend genannt werden (vgl. Seifert 2015).

8 Schon 2011 hatte die ZEIT auf die Zunahme von Burn-Out und Depressionssymptomen unter Hochschullehrenden hingewiesen und damals noch der Hoffnung Ausdruck verliehen, das Problembewusstsein würde langsam wachsen (vgl. Spiewak 2011). 2015 sah die Situation der »im Kreislauf aus Druck, Zeitnot und Angst« gefangenen Nachwuchsforscher\*innen kaum besser aus (vgl. Gerstlauer 2015), und das Versprechen, die Arbeitsbedingungen für Wissenschaftler\*innen würden verbessert, ist auch Ende 2016 noch nicht erfüllt.

9 Vgl. zu einer diesbezüglichen Skandalchronik unter anderem Himmelrath 2012.

lisierten – Publikationen als ›hard fact‹. Demgegenüber tragen ergebnisoffene Forschung mit Irrtümern und Sackgassen, unkonventionelle und kritische Fragestellungen, geduldige Begriffsarbeit oder die sorgfältige Arbeit an der Überprüfung und Darstellung von Forschungsergebnissen vor ihrer Publikation – also all das, was unabhängige Wissenschaft ausmacht – wenig zur Steigerung der Karrierechancen bei oder werden negativ sanktioniert. In der Folge verdrängen ›Schnellschüsse‹, die Orientierung an ›Moden‹ und die Simulation von ›Originalität‹, um in einer zunehmend redundanten Publikationsflut noch aufzufallen, die sachorientierte Arbeit. In der Drittmittelakquise wird Wissenschaft durch ihre marktorientierte Ankündigung ersetzt. Zudem fehlt trotz leerlaufender Lehrevaluationen die institutionelle Anerkennung guter Lehre. Kurz: Leidenschaft für Forschung und Lehre verhindert Karriere.

Wissenschaft in kapitalistischen Gesellschaften war stets durch prekäre Spannungsbalancen zwischen innerer Autonomie und äußeren Funktionen für Wirtschaft und Politik charakterisiert, die immer auch ein Einfallstor der Heteronomie gegenüber wissenschaftsfremden Zwängen bildeten. Schon Max Weber betonte – bei aller Neigung zur heroischen Überhöhung des inneren Berufs zur Wissenschaft –, dass Universitäten und Forschungsinstitute faktisch »staatskapitalistische Unternehmungen« seien, was die in ihnen Tätigen denselben Zwängen unterwirft, die jeden »kapitalistische[n] Betrieb« kennzeichnen. Begonnen bei der »Trennung [...] von den Produktionsmitteln« bis zu konkreten Erwerbs- und Lebensverhältnissen, die meist »ebenso abhängig« und »ähnlich prekär wie jede ›proletaroider‹ Existenz« (Weber 1985: 74) sind, war und ist die Vorstellung einer nur der Hingabe an die Sache verpflichteten freien und unabhängigen wissenschaftlichen Tätigkeit vor allem eine handlungsorientierende Illusion, die von zahllosen Abhängigkeitsverhältnissen konterkariert wird. Schon angesichts der Produktion für eine externe Nachfrage und der Abhängigkeit von externen Finanzierungsquellen sah Bourdieu das Wissenschaftsfeld entsprechend durch eine konstitutive Spannung zwischen einem autonomen und einem heteronomen Pol geprägt, mit der zwei Formen wissenschaftlichen Kapitals korrespondieren. Das primär auf wechselseitiger Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen beruhende »reine« wissenschaftliche Kapital« behält, da »es nur schwach objektiviert ist, etwas Flüchtiges« und ist zudem, da es oft Brüche mit den bestehenden Wissensordnungen voraussetzt, »stärker der Infragestellung und Kritik« – bis hin zum »Stigma der Häresie« – ausgesetzt. Dem steht eine stärker institutionalisierte Form gegenüber, die einer »Logik der bürokratischen Er-

nennung« folgt und primär durch »politische Strategien« akkumuliert wird. Letzteres impliziert ein stärkeres Opportunitätsverhalten – auch gegenüber politischen und ökonomischen Erwartungen –, garantiert zugleich aber eine stärkere Kontrolle über »Produktionsmittel (Verträge, Gelder, Posten usw.) und Reproduktionsmittel (die Macht, über Karrieren zu entscheiden oder Karrieren zu »machen)« (Bourdieu 1998: 31ff.). Das entspricht etwa dem »Nebencode« der Reputation, der in der systemtheoretischen Beobachtung des Wissenschaftssystems dem Primärcode »Wahrheit« koexistiert (vgl. Luhmann 1990: 244ff.). Gegen Luhmanns definitorische Festlegung, dass Reputation nie den Wahrheitscode dominieren könne, denn sonst »liefe alles auf Politik hinaus« (ebd.: 246),<sup>10</sup> ist es für Bourdieu eine offene, je konkret zu klärende Frage, wie die Kräfteverhältnisse zwischen Autonomie und Heteronomie und die Arbeitsteilung zwischen den Inhabern verschiedener Formen wissenschaftlichen Kapitals austariert sind. Mitunter kann die Tätigkeit der »Wissenschaftsbürokraten« und Manager, die die Beziehungen des Feldes zu den ökonomischen und politischen Funktionen und Abhängigkeiten vermitteln und damit mitgestalten, Freiräume der relativen Autonomie wissenschaftlicher Tätigkeit gegen äußere Zwänge abschirmen, verteidigen und erweitern. In diesem Fall ermöglichen sie auch jene genuin wissenschaftlichen Tätigkeiten, die seit Francis Bacons erster Bestimmung des neuzeitlichen Wissenschaftsverständnisses den Prinzipien des radikalen Zweifels, der Heterodoxie und der epistemologischen Brüche mit geltenden Wissensordnungen folgen, was dem akademischen Betrieb »eine Art wissenschaftliche Phantasie hinzufügt« (Bourdieu 1998: 34). Die Kräfteverhältnisse können aber auch so beschaffen sein, dass die Orientierung der »Wissenschaftsadministratoren« an äußeren Funktionen und Logiken ökonomische und politische Zwänge in alle Bereiche wissenschaftlicher Praxis weiterleitet, so dass diese »über die Forschung eine Macht ausüben«, die »(im Sinne Pascals) tyrannisch« ist, da »sie ihre Grundlagen nicht in der spezifischen Logik des Feldes findet« (ebd.: 36).

---

10 Es handelt sich hier um eine Argumentation in der Form, dass nicht sein kann, was gemäß der eigenen Theorie nicht sein darf. Auch die einzige Passage, in der Luhmann (1988) eine »latente Dominanz der Wirtschaft« erwoh, die in »leicht nachzuweisenden empirischen Abhängigkeiten« – etwa in der Kette *Geldabhängigkeit der Organisationen* → *Organisationsabhängigkeit von Funktionssystemen* – sichtbar sei (ebd.: 322f.), wird mit Verweis auf die Theorieprämissen nicht weiter verfolgt. Das schließt gelegentliche Konzessionen an die triviale Realität – »[n]atürlich kann man mit Geld besser forschen als ohne« (Luhmann 1998: 367, Fn. 311) – nicht aus, lässt aber im Unklaren, was dies für eine angemessene Theorie und Analyse wissenschaftlicher Produktion bedeutet.

Im aktuellen »akademischen Kapitalismus« (Münch 2011), in dem »Qualitätssicherung« synonym mit einem Regime der Zeitverknappung, Dauerevaluation und der kannibalistischen Verdrängungskonkurrenz um verknappte Mittel ist, sind diese Balancen und Kräfteverhältnisse deutlich in die letztere Richtung verschoben oder scheinen vielerorts bereits kollabiert. Schließlich wird hier die Logik der Selbststeuerung qua permanenter wechselseitiger wissenschaftlicher Kritik durch eine politische und hochschulinterne »Wissenschaftssteuerung« ersetzt, die eine nicht an inhaltlichen Kriterien orientierte »Herrschaft der Zahlen« (ebd.: 13) impliziert. Drittmitteldruck, Evaluationen und »Sanktionsbudgets« zwingen dabei sämtliche Hochschulangehörigen auf allen Ebenen in die Funktionsrolle der an politisch und ökonomisch anschlussfähigen Kennziffern orientierten »Wissenschaftsadministratoren« im Sinne Bourdieus. Das gilt auf der Ebene der Professuren, die zwar überwiegend noch ein individuelles Auskommen auf Lebenszeit garantieren,<sup>11</sup> durch immer mangelhaftere Ausstattung und nur noch temporäre Berufungszusagen aber dem Zwang unterworfen sind, sich permanent den entsprechenden Logiken zu beugen. Nochmals verstärkt gilt es allerdings für den akademischen Mittelbau. Dieser ist für langfristige Karrierestrategien einerseits selbst zu einem marktopportunen Verhalten gezwungen, um die geringen Chancen zu erhöhen, das im Verhältnis zur expandierenden Basis der akademischen Tätigkeitspyramide immer weiter verengte Nadelöhr der Berufung zu passieren. Andererseits muss er zur kurzfristigen Sicherung der Perspektive auf die nächste Anschlussbefristung seinen Teil zur Erreichung der Kennziffern für die Lehrstuhlstatistiken beitragen, wobei es die fortbestehenden neofeudalen Abhängigkeitsstrukturen den professoralen Lehnsherren und -frauen erlauben, Teile des auf ihnen lastenden Drucks auf die von ihnen abhängigen Untersassen abzuwälzen.

Im Februar 2016 rückte eine Stellungnahme der DGS die Lage der Wissensarbeit in den Kontext dieser in ihren Konsequenzen wissenschaftsfeindlichen Entwicklungen<sup>12</sup> und ging damit sehr viel weiter als andere Institutionen. Die Frage ist, wie weit die Reflexion der eigenen Verstrickung in das hybride Konglomerat aus neofeudalen und neoliberalen Wissen-

---

11 Auch dies gilt freilich nur noch eingeschränkt, da nicht nur die Juniorprofessuren befristet sind, sondern auch Erstberufungen auf W2 Stellen zunehmend befristet erfolgen.

12 Vgl. »Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) zu Beschäftigungsverhältnissen in der Wissenschaft« unter [www.sozioogie.de/de/aktuell/stellungnahmen.html](http://www.sozioogie.de/de/aktuell/stellungnahmen.html), letzter Aufruf 17. November 2016.

schaftsstrukturen und -kulturen geht und ob ihr Schritte zur tatsächlichen Veränderung der Verhältnisse folgen. Selbstverständlich ist der unmittelbare Einfluss der Fachgesellschaften auf die Gestaltung der – primär von politischen Mittelzusagen und Zielvereinbarungen sowie der administrativen Praxis der Hochschulleitungen abhängigen – Bedingungen von Wissensarbeit dabei begrenzt und kann das Engagement in Gewerkschaften, Gremien und Basisinitiativen nicht ersetzen, wie Antonia Schmid und Thorsten Thiel in diesem Heft betonen. Dies heißt aber nicht, dass sie kein geeigneter Ort für eine kompromisslose Diskussion der Modi von Wissensarbeit wären. Schließlich impliziert die Beschränkung der Handlungsmacht von Fachgesellschaften auf diskursive, reflexive und appellative Funktionen zugleich, dass sie diese symbolischen Mittel prinzipiell mit einer größeren Unabhängigkeit gegenüber kurzfristigen Handlungszwängen und Partikularinteressen des akademischen Betriebs nutzen können – um Grundsatzfragen aufzuwerfen, um die konfligierenden Partikularinteressen von Statusgruppen offen zu diskutieren und diese Differenzen überbrückende Solidaritäten zu entwickeln. Nicht zuletzt würde dies dabei helfen, ein kritisches Bewusstsein zu schärfen, welches auch orientierende Funktionen für die alltägliche akademische Praxis und praktische Kämpfe gewinnen kann.

Längere Kurzzeitverträge und etwas bessere Karrierechancen in den bestehenden Parametern sind dabei einer solchen Debatte nicht wert. Diese muss sich der Frage stellen, wie Wissenschaft als Beruf generell neu zu erfinden ist. Die Fiktion, Wissenschaft werde von genialen »Spitzenkräften« vorangetrieben, verfehlt die kooperative Realität eines kollektiven Prozesses, in dem seltene Durchbrüche nur auf der Basis vielfältiger Formen von Wissenstradierung, Kritik, Streit und Irrtum möglich sind. Die Vielfalt der Wissensarbeit erfordert keine »Karrieren«, die dem Einheitszwang zu marktopportunem Verhalten und zur parallelen Originalitätssimulation folgen, sondern vielfältige Berufe. Dabei geht es einerseits um die Möglichkeitsbedingungen für den »von jedem Draußenstehenden belächelten Rausch« (Weber 1985: 83) in der nicht zweckgerichteten manischen Hingabe an eine wissenschaftliche Leidenschaft, die in der Wissenschaftstheorie Gaston Bachelards (1980) auch Freiheitsgrade des »poetischen Geists« zum Erdenken und Erkunden neuer Denkmöglichkeiten als komplementären Gegenpol zur methodischen Strenge und nüchternen Ratio erfordert. Andererseits beruht Wissenschaft nie auf den »genialen Eingebungen« mythologisch verklärter Einzelindividuen, wie sich dies laut Weber »der Gelehrten-

dünnel einbildet« und wie es heute der Elitenkult um das goldene Kalb der sogenannten »Spitzenforscher\*innen« suggeriert. Wissenschaft erfordert auch und zuerst die nicht durch Überausbeutung zu garantierende Qualität der im Schatten bleibenden Beiträge all jener wissenschaftlich Tätigen, die wie Weber betonte, in Forschung und Lehre »vorzügliche Arbeiter sein« könnten »und doch nie einen eigenen wertvollen Einfall gehabt haben.« (Weber 1985: 83) Ein komplexes fachliches und didaktisches Erfahrungswissen, das auch der wachsenden sozialen Heterogenität der Studierenden gerecht wird, und leidenschaftliche Forschung brauchen keine »Qualifikationsstellen«, sondern stabile Arbeitsverhältnisse jenseits der Professur. Zwischen vielfältigen hochqualifizierten Tätigkeiten eigenen Rechts sind Statushierarchien und Abhängigkeiten überflüssig und schädlich, da sie in den Lehrstuhlstatistiken wie in der Antrags- und Publikationspraxis die reale Verteilung von Arbeitslasten verdecken und die Statuseliten zum Missbrauch anreizen oder zur Selbstillusionierung hinsichtlich ihrer eigenen Leistungen und ihrer Situation verleiten.

Konkret wären hier Lehrstuhlstrukturen durch Departementalisierung aufzubrechen und die realiter längst selbständige Forschung und Lehre promovierender und promovierter Wissenschaftler\*innen auch formell als solche anzuerkennen. Zudem sind der Zahl und Bedeutung entsprechender Berufe angemessene Mitbestimmungsrechte erforderlich. Im Zweifrontenkampf, der gegen die Zumutungen neoliberaler Wissenschaftssteuerung und gegen die dem korrespondierenden neofeudalen Zerfallsprodukt der Ordinarienuniversität zu führen ist, sind die Fachgesellschaften diesbezüglich derzeit freilich keine Avantgarde, sondern bestenfalls eine Nachhut. In Vorständen und Konzilen ist noch nicht einmal jene (Schein-)Partizipation gewährleistet, die die steckengebliebene Demokratisierung in der Gruppenuniversität garantiert. Im März 2016 hat der Kongress der Gesellschaft für Erziehungswissenschaften gezeigt, dass Professor\*innen auf Bedrohung ihrer Statusprivilegien oft ebenso berechenbar reagieren wie andere »Eliten«, indem Vorstöße von »Qualifikant\*innen« mehrheitlich abgewehrt bzw. in einem Ausschuss zur Erarbeitung eines Leitbilds »Gute Arbeit« stillgestellt wurden.<sup>13</sup>

Einerseits ist es verständlich, dass sich Teile der Professor\*innenschaft, deren Positionen und Handlungsspielräume im Zuge einer neoliberalen Hochschulpolitik der zunehmenden Beschneidung und Entwertung »von

---

13 Vgl. <https://prekaereswissen.wordpress.com/tag/erziehungswissenschaft/>, letzter Aufruf 11. Oktober 2016.

oben« ausgesetzt sind, gegen Angriffe auf die wenigen verbliebenen Statusprivilegien »von unten« zur Wehr setzen. Andererseits verhindert dies jene Kommunikation auf »Augenhöhe«, die erforderlich wäre, um die Erfahrungen unterschiedlicher Betroffenheiten von denselben Entwicklungen adäquat in eine umfassende Analyse einzubeziehen, Konflikte offen auszutragen und eine Solidarisierung gegen jene Entwicklungen des Hochschulwesens zu ermöglichen, von denen alle Statusgruppen in je unterschiedlicher Form betroffen sind. Die Ursachen des von Silke van Dyk und Tilman Reitz (in diesem Heft) herausgearbeiteten permanenten Statuswettbewerbs zwischen den Professor\*innen und seine problematischen Folgen etwa werden sich durch die Möglichkeit, einen Teil der Lasten und Kosten auf die Mitarbeiter\*innen abzuwälzen, gerade nicht abstellen lassen.

Schritte zu einer Demokratisierung der Fachgesellschaften könnten dazu einen Beitrag leisten. Es bleibt abzuwarten, wie weit der Entwicklungspfad führen wird, der mit dem offenen Brief der Initiative »Für gute Arbeit in der Wissenschaft« 2014, der Einrichtung des Ausschuss »Mittelbau in der DGS/Beschäftigungsbedingungen in der Wissenschaft« 2015 und den Diskussionen um eine mögliche institutionelle Verankerung einer Mittelbaurepräsentation in Konzil und Vorstand eingeschlagen wurde. Denn auch hier hat sich gezeigt, dass es Widerstände gegen wirkliche Strukturveränderungen gibt. Die DGS ist jedoch für unkonventionelles Verhalten wie den Ausstieg aus dem CHE-Ranking bekannt, die Mitgliedschaftshürden sind weniger feudal und die Resonanz auf die von der Basisinitiative ausgehenden Vorstöße war beachtlich. Hoffnungen auf statusübergreifende Allianzen im gemeinsamen Interesse an der Verteidigung und Neugestaltung guter Wissenschaft sind also nicht ganz unbegründet. Eine rückhaltlos kritische Analyse der Problemlagen ohne Rücksichten auf Hierarchien wäre dazu ein erster Schritt, den auch am Status Quo interessierte Professor\*innen fördern sollten. Lange vor Boltanskis und Chiapellos soziologischer Bestimmung der Rolle der Kritik im modernen Kapitalismus galt rückhaltlose öffentliche Kritik schließlich seit Kant als beste Prävention gegen die Revolution und als Medium notwendiger Transformationen, weshalb Hegel sie gar unter den Auspizien einer königlichen Staatsbehörde institutionalisieren wollte (vgl. Röttgers 1982: 662ff.). Der Soziologie als Disziplin hat eine analytisch-kritische Haltung jenseits normativer Attitüden nie geschadet, und wenn dies zur echten Reform der Bedingungen der Wissensarbeit beitragen sollte – umso besser.

## Literatur

- Agarwala, A. 2015: Prekariat mit Doktorgrad. DIE ZEIT, Nr. 6, 5. Februar 2015.
- Bachelard, G. 1980: Die Philosophie des Nein. Versuch einer Philosophie des neuen Wissenschaftlichen Geistes. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. 1998: Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes. Konstanz: UKV.
- Gerstlauer, A.-K. 2015: »Gefangen im Kreislauf aus Druck, Zeitnot und Angst«. ZEIT-Online, 13. Januar 2015.
- Himmelrath, A. 2012: Die Masse macht's – Wissenschaftliche Karriere durch Quantität: Melken, stückeln, frei erfinden. Forum Wissenschaft, Heft 4, 25–28.
- Jongmanns, G. 2011: Evaluation des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes (WissZeitVG). Gesetzesevaluation im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. HIS – Forum Hochschule 4.
- Luhmann, N. 1988: Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. 1990: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. 1998: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Münch, R. 2011: Akademischer Kapitalismus. Zur politischen Ökonomie der Hochschulreform. Berlin: Suhrkamp.
- Seifert, L. 2015: Wo ist hier der Notausgang? DIE ZEIT, Nr. 49, 3. Dezember 2015.
- Spiewak, M. 2011: Prof. Dr. Depressiv. DIE ZEIT, Nr. 45, 3. November 2011.
- Statistisches Bundesamt 2015: Bildung und Kultur. Personal an Hochschulen. Fachserie 11, Reihe 4.4, Wiesbaden.
- Röttgers, K. 1982: Kritik. In O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck (Hg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 3. Stuttgart: Klett-Cotta, 651–675.
- Ullrich, P. 2016: Prekäre Wissensarbeit im akademischen Kapitalismus. Soziologie, 45. Jg., Heft 4, 388–411.
- von Thadden, E. 2015: »Wir können das nicht mehr verantworten!« In: DIE ZEIT, Nr. 24, 11. Juni 2015.
- Weber, M. 1985: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hgg. von Johannes Winckelmann. 6., durchgesehene Auflage. Tübingen: J.C.B. Mohr.

## Fachgesellschaften und der Kampf für gute Arbeit in der Wissenschaft\*

*Antonia Schmid, Thorsten Thiel*

Die in dieser Zeitschrift und der Blogserie geführte Diskussion um gute Arbeit in der Wissenschaft hat sich der Diagnose der Missstände wie der Frage der Abhilfe verschrieben. Unser Beitrag soll diesbezüglich ein sehr kleines, aber sehr konkretes Puzzleteil beisteuern: Wir fokussieren die Rolle der Fachgesellschaften bei der Repräsentation prekär beschäftigter Akademiker\*innen und fragen nach deren Aufgaben und Möglichkeiten. Wir werden hierfür unsere Erfahrungen in einer der Schwestergesellschaften der DGS reflektieren, der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft (DVPW). Wir haben in der noch laufenden, aber bald zu Ende kommenden Amtszeit deren Vorstand und Beirat angehört<sup>1</sup> und möchten daher eine Innenperspektive anbieten.

Wir wollen und können die DVPW dabei nicht als Vorbild für die Einbindung von prekär beschäftigten Vertreter\*innen oder die Durchsetzung entsprechender Interessen porträtieren. Sie ist lediglich die uns vertraute Fachgesellschaft und viele der Fragen und Kämpfe in DGS und DVPW überschneiden sich. Wir möchten insofern ausloten, was die Rolle von Fachgesellschaften in Bezug auf gute Arbeit in der Wissenschaft generell sein kann und die Kenntnis von Strukturen und Initiativen verbreitern. In einem ersten Schritt werden wir die Repräsentation von prekär beschäftigten Akademiker\*innen in der DVPW diskutieren und im zweiten einige Handlungsbereiche vorstellen, bevor wir abschließend eine Reflexion über Möglichkeiten und Grenzen der Fachgesellschaften in Bezug auf Beschäftigungsfragen unternehmen.

---

\* *Ann. der Redaktion:* Leicht überarbeitete Version des Beitrags zum DGS-Blog vom Mai und Juni 2016 (<http://soziologie.de/blog/2016/>).

1 Antonia Schmid ist im Beirat, Thorsten Thiel ist im Vorstand und war in der Amtsperiode 2012 bis 2015 Mitglied des Beirats.

## Zur Organisation wissenschaftlicher Lohnarbeiter\*innen in der DVPW

Die DVPW versteht sich in erster Linie als Fachvertretung im Sinne einer Repräsentation der Disziplin nach außen und der Organisation des wissenschaftlichen Diskurses innerhalb der Disziplin. Berufsständische Anliegen etwa hinsichtlich des Eintretens für weibliche und nicht-professorale Mitglieder sind nachgeordnete Ziele, wobei die neue Satzung (siehe unten) »Nachwuchsförderung ebenfalls zum Vereinsziel macht.

Die Mitgliedschaft in der DVPW ist dabei verhältnismäßig offen. Um DVPW-Mitglied zu werden, braucht es einen einschlägigen Hochschulabschluss und den Nachweis einer Publikation. Von den ca. 1.800 Mitgliedern, die die DVPW derzeit hat, sind etwa die Hälfte nicht in dauerhaften Anstellungen – was schon für sich deutlich macht, warum nicht-professorale Wissenschaftler\*innen unbedingt auch in der Führung der Vereinigung repräsentiert sein sollten.

Die Vertretung von Anliegen des »wissenschaftlichen Nachwuchses« hat in der DVPW aber eine gewisse Tradition (zumahal es mit der DGfP eine zweite politikwissenschaftliche Fachgesellschaft gibt, die eine »exklusivere« Mitgliedsstruktur aufweist). Bisher war es so, dass in den Vorstand und Beirat der DVPW, die zusammengenommen dessen zentrales Entscheidungsorgan bildeten, traditionell zwei Kandidat\*innen des »Nachwachses« gewählt wurden (insgesamt gehörten in den letzten Amtszeiten dreizehn Personen dem Gremium an). Diese wurden am Tag vor der Mitgliederversammlung von einer Vollversammlung des wissenschaftlichen »Nachwachses« nominiert. Die Plätze sind nicht formell gesichert – es gibt nur die informelle, aber bisher funktionierende Tradition, dass die von der »Nachwuchsversammlung« bestimmten Vertreter\*innen breite Unterstützung erhalten und sicher in die Gremien gewählt werden.

Innerhalb von Vorstand und Beirat wird dann ein AK Nachwuchsförderung gebildet, der die Positionen zu Fragen von Qualifikation und prekärer Beschäftigung formuliert und dem eine\*r oder beide von der »Nachwuchsversammlung« entsandten Vertreter\*innen sowie weitere an den Themen interessierte Mitglieder von Vorstand und Beirat angehören. Darüber hinaus gibt es in der DVPW – analog zur DGS – eine Vielzahl von Untergliederungen (Sektionen, Arbeitskreise und Themengruppen), deren Organisation wenig formalisiert ist, die jedoch auch häufig »Nachwuchssprecher\*innen wählen oder dafür zuständige Personen in ihrem jeweiligen Spre-

cher\*innenkreis bestimmen. Der AK Nachwuchsförderung auf Ebene von Vorstand und Beirat trifft sich während seiner Amtszeit mindestens zweimal mit diesen Vertreter\*innen der Untergliederungen, um gemeinsame Themen zu besprechen. Die Repräsentation von prekär beschäftigten Akademiker\*innen ist daher insgesamt recht hoch und wird in der Vereinigung vollständig akzeptiert und verteidigt. Aus unserer Erfahrung in den Gremien möchten wir dabei den Wert aktiver Repräsentation betonen, da eine allein advokatorische Repräsentation, auch bei wohlmeinender Intention, unserer Einschätzung nach die Realitäten prekärer Beschäftigungsverhältnisse häufig verfehlen würde.

Diese Struktur ist gegenwärtig in Transition begriffen: Nach dem plötzlichen Rücktritt des kurz zuvor gewählten Vorsitzenden auf dem Kongress 2015 in Duisburg ist eine Satzungsdebatte in Gang gekommen, die auf der Drei-Länder-Tagung der Vereinigung Ende September 2016 in Heidelberg in der Annahme einer neuen, deutlich geänderten Satzung resultierte. Die Änderungen richten sich zwar nicht primär auf Belange nicht-professoraler Wissenschaftler\*innen, aber sie berühren diese in vielerlei Hinsicht. Die neue Satzung entkoppelt das vormals auf unterschiedlich Weise gewählte, aber gemeinsam entscheidende Konstrukt von Vorstand und Beirat. Der Vorstand wird größer (elf statt bisher sieben Mitglieder). Der neue Rat setzt sich nun aus Delegierten der Untergliederungen zusammen und hat ausschließlich beratende Funktion. Da der herkömmliche Beirat als de-facto-Erweiterung in der jetzigen Form wegfällt, sinkt die Gesamtzahl der zur Verfügung stehenden Positionen. Es gibt Stimmen in der Vereinigung, die argumentieren, dass die Veränderungen es erschweren werden, eigene Kandidat\*innen der »Nachwuchsversammlung« im Vorstand durchzubringen – zumal die ebenfalls neu eingeführte Möglichkeit der Online-Wahl im Verdacht stehe, das Kriterium der »Prominenz« wichtiger zu machen. Gegen diese Befürchtung spricht allerdings, dass die Hürden sinken, sich an der Wahl zu beteiligen, die Mehrzahl der Mitglieder nicht-professoralen Statusgruppen angehört und dem neu beschlossenen Wahlverfahren des *Single Transferable Vote* zugeschrieben wird, die proportionale Repräsentation zu verbessern. Auch war es bisher schon so, dass den Kandidat\*innen der »Nachwuchsversammlung« kein Platz garantiert war und die Schwierigkeit eher darin bestand, Kandidat\*innen für die dreijährige, arbeitsintensive Amtszeit zu motivieren. Zudem kann Gremienarbeit immer bedeuten, sich in potentiellen Konflikten offen zu positionieren, was für Qualifikant\*innen und andere Prekäre, die oft für noch unbestimmte Zeit auf Arbeitssu-

che sind, problematischer ist als für Inhaber\*innen fester Stellen. Die Wahlen zum neuen Vorstand wurden im Anschluss an die Satzungsänderung initiiert, ihre Ergebnisse liegen zu Redaktionsschluss aber noch nicht vor. Bereits bekannt ist jedoch, dass die Wahlbeteiligung durch die neu eingeführte Online-Wahl deutlich gestiegen ist.

Zugleich ist anzumerken, dass die neue Satzung die Stellung des »Nachwuchses« bezüglich einiger anderer Aspekte nachhaltig verbessert: Neben der schon erwähnten Festschreibung der »Nachwuchsförderung« als Vereinszweck erhält ein\*e Vertreter\*in der »Nachwuchsversammlung« einen festen Platz im vierköpfigen Wahlausschuss, der die Vorstandswahlen vorbereitet und eine Vielfalt der Kandidat\*innen gewährleisten soll. Auch in den Rat, der mindestens einmal jährlich zusammentritt, um die Arbeit des Vorstandes zu begleiten, wird ein\*e von der »Nachwuchsversammlung« bestellte Vertreter\*in entsandt. Schließlich wird auch der AK Nachwuchsförderung als ständiger Ausschuss künftig durch die Satzung festgeschrieben und muss sich auch dann mit der »Nachwuchsversammlung« koordinieren, wenn keine\*r von deren Vertreter\*innen in den Vorstand gewählt wird bzw. niemand dafür antritt.

Die neue Satzung stellt nach unserer Einschätzung daher unter dem Strich zumindest eine Absicherung, in Teilen sogar eine Verbesserung der Repräsentation von Anliegen prekär Beschäftigter dar. Die Einbindung nicht-professoraler Wissenschaftler\*innen wird mit dieser formalisiert und die Satzung sieht darüber hinaus eine Vielzahl weiterer, dringend nötiger Änderungen vor – als wichtigste davon die Möglichkeit künftig einfacherer Satzungsänderungen. Wir sind daher optimistisch, dass sich die DVPW auch im neuen institutionellen Rahmen weiterhin kontinuierlich mit Themen der guten Arbeit in der Wissenschaft auseinandersetzen und dabei auch mit Stimmen und Positionen prekär Beschäftigter konfrontiert sein wird.

## Initiativen zur Verbesserung guter Arbeit in der DVPW

Noch wichtiger als die Frage, wie prekär Beschäftigte in der DVPW repräsentiert werden, ist aber jene, in welchen Initiativen und Handlungen dies resultiert. Hier ist zunächst festzuhalten, dass mehr Initiativen und Aktionen und eine größere Nachhaltigkeit des Engagements sicherlich wünschenswert wären. Es geschieht viel, aber es könnte immer mehr sein. Zweitens gilt,

dass die Politikwissenschaft – wie große Teile der Wissenschaftspolitik – sich in der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts weniger um die Frage der Beschäftigungssicherung gekümmert hat als um Fragen der Professionalisierung und Verwissenschaftlichung insbesondere der Doktorand\*innen-ausbildung, was bei aller positiver Dynamik zur Problematik des Flaschenhalses in Wissenschaftskarrieren weiter beiträgt. Gerade in den letzten Jahren sind aber Fragen wie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Stellsicherheit oder die Wege bzw. Alternativen zur Professur auch in der DVPW sichtbarer ins Zentrum gerückt. Welche Instrumente stehen der Fachvereinigung zur Verfügung bzw. welche hat sie gewählt?

Wir möchten hier vier Ansatzpunkte vorstellen. Eine frühe, aber sehr wichtige Initiative ging bereits von der »Nachwuchsversammlung« des Kongresses 2006 aus und resultierte in einer von Vorstand und Beirat 2008 verabschiedeten und 2010 noch einmal ergänzten Stellungnahme zur Bereitstellung von Stellen in der Politikwissenschaft. Diese hält immer noch sehr wichtige Punkte fest: Zum Beispiel, dass allgemein die Entlohnung den Qualifikationsleveln entsprechen sollte (und generell zu niedrig liegt), dass Lehrkräfte für besondere Aufgaben entfristet angestellt gehören, Postdocs nicht auf halben Stellen angestellt werden, Elternschaft angemessen berücksichtigt und Lehraufträge vergütet werden sollten. Stellungnahmen wie diese sind zwar nicht bindend für Institute oder Mitglieder der DVPW, sie werden aber breit rezipiert und dienen als Argumentationshilfe bei konkreten Ausschreibungen.

Ein zweites Instrument ist die genaue Beschreibung disziplinärer Zustände. So helfen Informationen über die spezifische Situation im Fach den Betroffenen oftmals mehr als die abstrakten, aggregierten Zahlen aller akademisch Beschäftigten ohne Differenzierung nach Fächern. Orientierung und Selbsteinschätzung werden so eher ermöglicht. Zudem hilft die Konkretion, der professoralen Elite zu verdeutlichen, dass es hier nicht um entfernte Probleme geht, sondern um die eigenen und die potenziellen Mitarbeiter\*innen. Die DVPW hat schon zweimal Studien zu Karrierewegen in der Politikwissenschaft durchgeführt.<sup>1</sup> Eine dritte aktuelle Umfrage richtete sich an die Institute und fragte, wie an den jeweiligen Standorten Karrieren begleitet, familiäre Vereinbarkeit gewährleistet oder etwa der Einstieg in die

---

<sup>1</sup> Die Ergebnisse der ersten Erhebung wurden in der PVS veröffentlicht (Knodt, Willems, Kotzian 2004). Die zweite Studie wurde auf dem DVPW-Kongress in Duisburg vorgestellt. Die Vorstellung der Ergebnisse ist für eine kommende Ausgabe der PVS vorgesehen (vgl. Baruth et al. 2016).

Lehrtätigkeit konkretisiert wird (Thiel, Sprungk, Pickel 2015). Solche Umfragen lösen die grundlegenden Probleme zwar nicht, sie helfen aber prekär beschäftigten Wissenschaftler\*innen, ihre Chancen abzuschätzen, Strategien zu entwickeln und auf informierter Grundlage Lebensentscheidungen zu treffen.

Ein drittes Beispiel für Engagement aus der DVPW heraus nimmt einen ganz anderen Weg: den der dezentralen Initiative. Ein Beispiel hierfür ist die schon von Peter Ullrich angeführte Petition »Wissenschaft als Beruf – für bessere Beschäftigungsbedingungen und planbare Perspektiven«. Diese wurde von Gabi Schlag und Andreas Kruck initiiert, den damaligen »Nachwuchs«-sprecher\*innen der Sektion Internationale Beziehungen, und dann in Absprache mit dem damaligen AK Nachwuchsförderung und den übrigen »Nachwuchssprecher\*innen« der Untergliederungen formuliert und unterschrieben. Sie war explizit bezogen auf die soziologische Petition, die von der Initiative »Für Gute Arbeit in der Wissenschaft« initiiert worden war, und erhielt fast 14.000 Unterschriften. Die Petition wurde auch in den überregionalen Medien breit rezipiert und oft angeführt, um den Unmut und die wachsende Organisation des wissenschaftlichen »Nachwuchses« zu belegen. Im Anschluss an die Versendung des offenen Briefes kam es zu mehreren direkten Kontakten mit Bildungspolitik\*innen aller Fraktionen, die gerade in Hinblick auf die Ausarbeitungen zum WissZeitVG Interesse an der Perspektive »von unten« zeigten. Das ist durchaus ein Erfolg, der uns aber auch verdeutlichte, dass es nicht damit getan ist, Klagen zu formulieren und gehört zu werden, sondern dass es ausgearbeiteter politischer Vorschläge bedarf, um nicht nur den Ton zu setzen, sondern auch Musik zu spielen.

Solche konkreten Lösungen lassen sich – dies ist der vierte Ansatzpunkt – wiederum gut auf der Ebene von Fachgesellschaften entwerfen und diskutieren. Hierfür bieten sich Formate wie Workshops und Konferenzen an. Ein Beispiel aus dem DVPW-Kontext ist die vom StAFF (Ständiger Ausschuss für Fragen der Frauenförderung) organisierte Tagung »Chancengleichheit in Wissenschaft und Wirtschaft« 2015, die gezielt Modelle aus anderen Arbeitswelten in den Wissenschaftsdiskurs einzuführen versuchte. Auch die große Plenarveranstaltung zu »Nachwuchsförderung und Karriereplanung in der Politikwissenschaft« auf dem Kongress 2015 lieferte konkrete Vorschläge zur Reform des Wissenschaftssystems, etwa zur Entfrischung von Stellen.

## Die Rolle der Fachgesellschaften

Insgesamt zeigt sich, dass die Mittel der Einflussnahme über Fachgesellschaften recht begrenzt sind, da die Situation prekär beschäftigter Wissenschaftler\*innen letztlich vor allem exogen, das heißt wissenschaftspolitisch gestaltet und verändert wird. Sicherlich ließe sich der DVPW und anderen Fachgesellschaften vorwerfen, hier zu unpolitisch zu sein oder zu zaghaft zu agieren. Bei aller auch berechtigten Kritik sollte aber im Blick behalten werden, dass den Vereinigungen in erster Linie appellative und reflexive Instrumente zur Verfügung stehen. Sie sind daher nach unserer Erfahrung nicht der Ort für eine »kompromisslose« Auseinandersetzung, wie dies Tino Heim gefordert hat. Fachvereinigungen sind idealiter Orte des Diskurses und der Verständigung. Sie können weder gewerkschaftliches Engagement noch die konkrete Auseinandersetzung an den Hochschulorten ersetzen. Ihr Einfluss und Wirkungsgrad auf die Situation nicht-professoraler Wissenschaftler\*innen ist vor allem diskursiver und symbolischer Art. Doch hierin liegt auch eine Chance: Im Kontext von Fachvereinigungen lassen sich normative Standards nämlich sehr viel leichter formulieren und artikulieren und dann auch mit großer Autorität und Legitimation in den öffentlichen Diskurs verlagern. Verbandshandeln ist zudem auch deshalb wichtig, weil es Bewusstseinsbildung und *awareness raising* erlaubt, vertikale und horizontale Solidarität generieren kann und trotz der generellen Konkurrenz, in die die nicht-professorale Wissenschaftler\*innen permanent gestellt sind, Organisation fördern kann. Fachvereinigungen fördern das kritische Bewusstsein und können daher als Ausgangspunkt von Veränderung dienen.

Fraglos gibt es aber auch Bereiche, wo die Fachgesellschaften mehr tun können und sollten: Eine erste Baustelle etwa, die nach unserer Einschätzung viel stärker angegangen werden müsste, ist die Formulierung und Absicherung disziplinärer Standards. Die Misere des Hochschulsystems lässt sich schließlich nicht nur auf politische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen zurückführen, sondern hat Ursachen auch und nicht zuletzt auf den Ebenen der universitären Selbstorganisation. Ein Bereich, in dem Institute und Universitäten beispielsweise viel mehr tun könnten, ist die radikale Reform von Berufungsverfahren. Deren Dauer und die Belastung für alle Seiten haben groteske Züge angenommen. Das System schreckt ab, frustriert und ist Außenstehenden kaum zu vermitteln: jahrelange Verfahren mit ständigen Gutachten, Externen und Gremien, die dann am Ende

eine sechs Jahres-Anstellung mit Zwischenevaluation, aber ohne *tenure track* hervorbringen – Arbeitsbedingungen, deren Legitimation höchst fragwürdig ist. Hier müssten die Fachgesellschaften auch stärker den Konflikt suchen und in Institute und Universitäten hineinwirken. Dabei wären auch Dinge zu thematisieren, die zwischen prekär Beschäftigten und professoraler Elite umstritten sind, da für zu viele Professor\*innen letztlich doch der eigene Status als Beleg einer funktionierenden Elitenauswahl gilt – selbst wenn sie ansonsten das harte Los der Mitarbeiter\*innen durchaus bedauern. So zeigt sich auch wieder, wieso prekär beschäftigte Akademiker\*innen selbst in den Gremien vertreten sein müssen, um in der Debatte gegenüber dem professoralen ›Überbau‹ bzw. den Arbeitgeber\*innen zumindest auf dieser Ebene Augenhöhe herzustellen.

Ein weiterer Handlungsbereich ist die Zusammenarbeit der verschiedenen Vereinigungen, um Alternativen zu formulieren, vor allem aber um die Hochschulpolitik zu erreichen. Ein sehr wichtiger erster Schritt hierzu wird eine für Anfang Februar 2017 geplante gemeinsame Tagung der Fachgesellschaften sein: neben DGS und DVPW sind DGPK, DGfE und VdH beteiligt. Diese Konferenz soll nicht nur eine Plattform für den offenen und selbstkritischen Diskurs hochschulpolitischer Fragen darstellen, sondern auch Positionen hervorbringen, die zur Umsetzung direkt an Politik und Hochschulen zu adressieren sind. Let's keep it up!

## Literatur

- Baruth, S., Dietrich, B., Herzog, O., Schnapp, K.-U. 2016: Datenbericht zur DVPW-Mitgliederstudie 2015. [www.dvpw.de/fileadmin/docs/Bericht\\_DVPW\\_Mitglstu\\_die\\_20160825\\_final%20%283%29.pdf](http://www.dvpw.de/fileadmin/docs/Bericht_DVPW_Mitglstu_die_20160825_final%20%283%29.pdf), letzter Aufruf 17. November 2016.
- Knodt, M., Willems U., Kotzian, P. 2004: Karriereverläufe in der Politikwissenschaft. Politische Vierteljahresschrift, 45. Jg., Heft 1, 109–115.
- Thiel, T., Sprungk, C., Pickel, S. 2015: Zur Arbeits- und Qualifikationssituation von Nachwuchswissenschaftlern in der deutschen Politikwissenschaft. DVPW-Rundbrief Nr. 153, 58–69.

## Veränderungen in der Mitgliedschaft

Im Jahr 2016 konnte die DGS 355 neue Mitglieder begrüßen, darunter 64 Studierende. 128 Mitglieder traten aus, 4 verstarben. Am Jahresende 2016 hatte die DGS 3.028 Mitglieder.

### Neue Mitglieder

Dipl.-Soz.-Wiss. Nina Amelung, Coimbra (Portugal)  
Aslı Can Ayten, M.A., Münster  
Prof. Dr. Sylke Bartmann, Emden  
Dr. Frank Berner, Berlin  
Matthias Bottel, M.A., Berlin  
Dr. Stefanie Claudine Boulila, Göttingen  
Christopher Dorn, Bielefeld  
Christian Gahntz, Jena  
Nicolai Götzke, M.A., Kassel  
Dr. phil. Mona Granato, Bonn  
Dr. (des.) Martin Harbusch, Siegen  
Simon Hecke, M.A., Bielefeld  
Dr. rer. pol. Raphael Heiberger, Bremen  
Franziska Hodek, M.A., Eichstätt  
Antonia Josefa Krahl, M.A., Stuttgart  
Dipl. Soz. Werner Krebs, Erlangen  
Dr. Martin Lenz, Karlsruhe  
Theresa Manderscheid, M.A., Oldenburg  
Moritz Maurer, M.Sc., Basel  
Jun.-Prof. Dr. Sabine Meier, Siegen  
Carolin Nieswandt, M.A., Siegen  
Dr. rer. pol. Filippo Gian-Antonio Reale, Frankfurt am Main  
Dr. Deborah Rice, Oldenburg  
Dr. Lena Schürmann, Berlin  
Sebastian Starystach, M.A., Heidelberg  
Dipl. Soz. Susanne Stedtfeld, Wiesbaden  
Prof. Dr. Sevasti Trubeta, Berlin  
Ferenc Vasvari, Seelze

---

## Neue studentische Mitglieder

Florian Andersen, Heidelberg  
Irina Rahel Daß, Eckernförde  
Emil Herrling, Berlin  
Lukas Hofmann, Göttingen  
Lutz Jakob, Passau  
Tim Janowsky, Hannover  
Mateusz Kulig, München  
Caroline Snijders, Hamburg

## Austritte

Dr. Ingeborg Aumüller, Regensburg  
Susanne Backes, Esch-Belval  
Frederik Bernard, Düsseldorf  
Dr. rer. soc. Sabrina Böhmer, Glücksburg  
Dr. Agnes Brandt, München  
Anja Bruhn, Potsdam  
Jennifer Bühner, Oberndorf  
Prof. Dr. Barbara Dippelhofer-Stiem, Magdeburg  
Jun.-Prof. Dr. Antje Dresen, Mainz  
Brigitte Eger, Pullach  
Dipl.-Soz. Melanie Haller, Hamburg  
Dr. Stefan Hansen, Berlin  
Dr. Manfred Huppertz, Köln  
Adrian Lautenbach, Germering  
Kirstin Lenzen, Stolberg  
Dennis Masow, Halle (Westf.)  
Dr. Christina May, Hannover  
Sebastian Möz, Jena  
Prof. Dr. Georg Neubauer, Erfurt  
Tina Neukamm, Berlin  
Ursula Romey, Karlsruhe  
Eva Schneider, Hannover

## Sektionen Biographieforschung und Frauen- und Geschlechterforschung

Sektionsveranstaltung auf dem DGS-Kongress in Bamberg 2016: »Institutioneller Rassismus an der Hochschule: Intersektionale Perspektiven auf die »unternehmerische« Hochschule«

Die von *Encarnación Gutiérrez Rodríguez* (Gießen), *Elisabeth Tuider* (Kassel) und *Tina Spies* (Potsdam), *María Teresa Herrera Vivar* (Innsbruck) organisierte Veranstaltung hatte zwei inhaltliche Schwerpunkte: Zum einen wurde auf Subjektivierungsprozesse und auf Politiken der Subjektivierung im Hochschulkontext fokussiert, zum anderen standen Facetten institutioneller Diskriminierung und Institutionslogiken im Mittelpunkt. Während Tina Spies und Elisabeth Tuider Bildung und Biographieforschung im Kontext von Migration einführten, verwies Encarnación Gutiérrez Rodríguez auf die Dynamiken des institutionellen Rassismus an der Hochschule, die mit subjektiven Erfahrungen von Ausschluss und Abwertung einhergingen, die durch affektive Momente und Vulnerabilitäten charakterisiert seien. Dies sei begleitet von Rassifizierungsprozessen, weshalb es auch um die Formulierung politischer Anfragen gehen müsse. Zudem erweise sich die Hochschule institutionell, in ihrer Funktion als sozialer Bildungsraum, als ein Spannungsfeld, das sich zwischen Ermöglichung und der (Re)Produktion neuer und alter Ungleichheiten bewege.

Dem wurde in sieben Beiträgen und einer anschließenden, offenen Diskussion nachgegangen. Den Auftakt machte *Vanessa Eileen Thompson* (Frankfurt am Main), die unter dem Titel »Rethinking Diversity in the University – For a Repoliticization of Difference as a Matter of Social Justice« kritisch in das Diversitäts-Paradigma, Diversity-Management und die Fallstricke von Diversity Policy im Hochschulkontext einführte. Sie zeigte, wie Diversität zu einer Politik der Normalisierung von Rassismus beiträgt, indem die dominante weiße Gesellschaft über den Diversitätsbegriff und darauf bezogene Strategien sowohl das Problem als auch die Lösungen vorgebe und damit Machtverhältnisse überschreibe. Ein Anschluss an die Kämpfe rassifizierter Menschen werde so verunmöglicht. *Diversity* erweise sich primär als Instrument der Qualitätsentwicklung neo-liberaler Managementdiskurse. Aus einer mikrotheoretischen Perspektive wandte sich *Shiva Amiri* (Frankfurt am Main) mit dem Titel »Bis an den äußersten Rand ... Wo unsere Freiheit beginnt« den Politiken der »Subjektwerdung von Women\* of Color« zu. Sie verdeutlichte, wie Rassifizierungsprozesse (etwa in Lehre

und Unterricht) sich durch die Zuschreibung eines Migrant\_innenstatus entfalten und parallel zur Reproduktion hegemonialer Überlegenheit durch weiße Mehrheitsgruppen führen. Weiterhin zeigte Amiri Wege und Praktiken der Schutzsuche im Macht- und Diskriminierungsfeld Universität auf. Nachfolgend widmete sich *Minna-Kristiina Ruokonen-Engler* (Frankfurt am Main) den »Bildungsprozessen von Studierenden mit Migrationshintergrund« und den »Paradoxien der Hochschulsozialisation in der Migrationsgesellschaft«. Auch sie markierte, wie über die »Entdeckung« von Diversität weiße Hegemonie bestätigt werde und diskutierte dies anhand der Phasen des Studienverlaufs, beginnend mit dem Studienbeginn als Initialmoment eines rassistischen *Othering*. Grundlegend sei der Doppelcharakter von Hochschulsozialisation als planvolles Lernen und ungeplante, aber keineswegs irrelevante lebensweltliche Erfahrung. Die »unternehmerische, auf Leistungsmaximierung, Diversifizierung und Internationalisierung abgestellte Hochschule bilde einen spezifischen Rahmen, in dem die Rekonstruktion alltäglicher Erfahrungen von Diskriminierung und Ausschluss kanalisiert und die Reproduktion einer rassifizierten Anderen befördert werden.

Diese subjekttheoretischen Perspektiven wurden im zweiten Teil durch den Blick auf Institutionslogiken ergänzt. Zunächst reflektierte *Daniela Heitzmann* (Kiel) den Forschungsstand zu Rassismus im akademischen Kontext: »Analytische Perspektiven auf Rassismus an Hochschulen. Was können wir von der nordamerikanischen Forschung lernen?« Sie führte in die deutsche Literaturlage zu Interkulturalität, Transnationalisierung und kritischer Migrationsforschung ein und stellte dieser den us-amerikanischen Stand zu *critical race, intersectionality, postcolonial theory* und *decolonizing integration* gegenüber. Neben der Herausarbeitung zentraler institutioneller Marker von Rassifizierung, beginnend mit Zulassungs- und Auswahlverfahren oder der Campusatmosphäre, gab Heitzmann auch einen Einblick in hochschulpolitische Interventionen wie der *Task Force on Campus Racism* der kanadischen Föderation der Studierenden. Daran anschließend warf *Felicitas Heßelmann* (Berlin) die Frage nach der »Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis as »white man's burden?« auf. Ausgehend von der Zunahme bekanntgewordener Fälle wissenschaftlichen Fehlverhaltens und anhand innerwissenschaftlicher Kontrollgremien zeigte Heßelmann, dass sowohl die fortschreitende Vermarktlichung von Wissenschaft als auch kulturelle Differenzen als zentrale Erklärungen für Fehlverhalten fungieren; beide Ursachenerzählungen verschränkten sich zur Ausschließung von peripheren und als ökonomisiert geltenden »Wissenschaftsnationen«. Heßelmann

kennzeichnete dies als Versuch, den Erhalt eines privilegierten westlichen Wissenschaftsraums gegen Zugriffe durch globale ›Anderer‹ zu sichern. *Sophie Vögele* (Zürich, Toronto) und *Philippe Saner* (Zürich) wendeten sich dem Feld der Kunsthochschulen und der dort betriebenen Internationalisierung als einer Form der wettbewerbsorientierten Selbst-Auszeichnung zu: »Internationalisierung gegen den Strich lesen – oder: wie können Prozesse der institutionellen Diskriminierung enthüllt werden?« Unter diesem Titel beleuchteten sie die Verknüpfung von Politiken der Internationalisierung im Kontext institutioneller Strukturen und Praktiken ›unternehmerischer‹ Hochschulen mit Politiken der Diversifizierung. Am Beispiel Schweizer Kunsthochschulen wurde verdeutlicht, wie Diversity-Verständnisse – zwischen Wertschätzung und Instrumentalisierung changierend – zur Ausblendung geschlechts-, ethnizitäts- und klassenbezogener Machteffekte beitragen. Abschließend unterzog *Daniel Kubiak* (Berlin) den institutionellen Umgang mit Diversität einem »Praxistest: Diversitätstag am Institut für Sozialwissenschaft« – so der Titel seines Beitrags, der sich vor dem Hintergrund HU-interner Konflikte mit dem genannten Projekt befasste. Exemplarisch stellte Kubiak die Beschränkungen diversitätsorientierter Aktivitäten heraus. Hingewiesen wurde hierbei auf die Gefahr, dass Diversität – trotz wohlmeinender Bemühungen – auf die Funktion eines schmückenden Etiketts der ›unternehmerischen Hochschulen‹ reduziert werde und strukturelle Mechanismen zur Verhinderung von Diskriminierung umgangen würden. Kubiak endete mit einem Kurzfilm zum Vortrag von Nguibia Kessé: »How can a power-reflexive diversity concept look like?«

Die abschließende Diskussionsrunde setzte an der Ausgangsfrage der Verschiebung von Rassismus zu Diversitätsdiskursen und – so Gutiérrez Rodríguez, Spies und Tuidier – an den Hochschulen als umkämpftes Terrain an. Wie sind die Versuche der Praxis zu bewerten? Handelt es sich bei Diversity um ein Konzept der Inklusion oder der erneuten Ausgrenzung? Aus dem Publikum aufgeworfene Fragen wiesen auf die erforderliche Klärung der Verschränkungen von Diversität und Gender ebenso wie der methodologischen Konsequenzen hin. Und ließe sich der Diversitätsbegriff auch anders denken? Die Referent\_innen stellten in ihren jeweiligen Abschlussstatements die Einbeziehung der Betroffenen, die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Diskriminierungserfahrungen, die Frage der Sprecher\_innenpositionen, die Möglichkeit subversiver Praxis, die Ansatzpunkte von Institutionenkritik und der Kontrolle von Institutionen als zentral heraus.

Wissensproduktion ist ein machtvoller Prozess – dies erfordere, so Gutiérrez-Rodríguez, auch bei den Verwertungslogiken anzusetzen.

Angelika Pofertl, Heidemarie Winkel

## Sektion Frauen- und Geschlechterforschung

Sektionsveranstaltung auf dem DGS-Kongress in Bamberg 2016:

»Geschlecht als globale Ordnungskategorie: Hegemonien, Ausschlüsse, Transformationen«

Unter dem Titel »Geschlecht als globale Ordnungskategorie: Hegemonien, Ausschlüsse, Transformationen« fragte die Sektion Frauen- und Geschlechterforschung nach der Neusortierung der Kategorie Geschlecht im Zusammenhang von Krisendiskursen und -dynamiken. Der Blick wurde dabei auf die globale Verflechtung der machtvollen Ordnungskategorie Geschlecht mit anderen gesellschaftlichen Differenzierungsmechanismen gelegt. Im Zentrum der Diskussion standen Analysen von Ausschlüsse (re)produzierenden und hegemonialen Leitbilder, deren perpetuierende, aber auch transformative Wirkung in Bezug auf die Frage nach neuartigen, lokalen, transnationalen und globalen Formen des Widerstands. Hierin eingebettet stand die Frage nach der Relevanz von Geschlecht als Ressource von Ordnungsvorstellungen in sozialen Feldern und institutionelle Settings. In diesem Rahmen wurden vier Studien vorgestellt, die die Relevanz von Geschlecht als soziale Ordnungskategorie thematisierten. Während *Diana Lengersdorf* (Köln) mittels ihrer Studie zu Diskontinuitäten in der Normalarbeitsvorstellung von Männern in Deutschland, Brüche in der Aushandlung einer hegemonialen Männlichkeit thematisierte, hatten die weiteren Vorträge das Thema Weiblichkeit zum Gegenstand. Dabei wurde der Blick nach Großbritannien, Indien und Ägypten gerichtet. Unterschiedliche Ungleichheitsverhältnisse wurden in diesem Zusammenhang diskutiert. Während *Janna Vogl* (Erfurt) den Zusammenhang zwischen NGOs für Frauenrechte in Indien und den individuellen Widerstand von Frauen gegen sexualisierte Gewalt auf der Grundlage von narrativen Interviews vorstellte, ging es in dem Beitrag von *Catharina Peecke* (Hannover) um den Zusammenhang zwischen Anti-Terror-Präventionsmaßnahmen und die Relevanz von Muslimischen Frauenorganisationen in diesem Prozess in Großbritannien. Auch *Christina Schachtner* (Klagenfurt) Studie zur politi-

schen und kulturellen Interventionen von Netzaktivist\*innen im Rahmen des Arab Springs machte auf die Rolle dieser Frauen aufmerksam. Im Folgenden führen wir die einzelnen Beiträge aus.

Anlässlich eines Forschungsprojektes zur (Krise der) hegemonialen Männlichkeit und veränderter Erwerbsarbeit stellt Diana Lengersdorf unter dem Titel »Die ›Geschlechterfrage‹ als Möglichkeitsraum zur Rekonfiguration hegemonialer Konstellationen« die Frage, ob die Krise der Erwerbsarbeit zur Desintegration und Auflösung oder zu einer Rekonfiguration und Neuausrichtung hegemonialer Männlichkeit führt. In Anlehnung an das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (Connell) und das der Hegemonie von Gramsci plausibilisiert sie, wie Hegemonie durch alltägliche Praktiken und Selbstverständlichkeiten sowie durch Einigungsprozesse, strategische Bündnisse und Kompromisse fortlaufend hervorgebracht und dabei in ihrer Gestalt – nicht in ihrer Wirkung – transformiert wird. In Janna Vogls Vortrag wiederum ginge es um die Rolle gewerkschaftlicher NGOs in Slums und Dörfern im südindischen Tamil Nadu. Unter dem Titel »They have to unlearn everything they've learned and relearn new values. Alleinstehende Frauen und Frauenrechts-NGOs in Südindien« behandelt sie die Situation alleinstehender Frauen, die mit einem Diskurs konfrontiert sind, der ihrem Leben (insbesondere im Hinblick auf Sexualität) »Unlebarkeit« zuschreibt. Vogl führt am Beispiel narrativer Interviews aus, wie diese Frauen sich gegen dieses normative Verständnis auflehnen und eigene Handlungsstrategien entwickeln. Catharina Peeck bezieht sich in ihrem Vortrag »Geschlecht als Ordnungskategorie in Diskursen um Islamismus« auf muslimische Frauen als Zielgruppe der britischen Präventionsstrategie »Prevent«, deren Ziel es ist, durch Zusammenarbeit mit muslimischen Frauen Radikalisierung und Terrorismus zu verhindern. Anhand der Analyse der Programmatik dieser Maßnahme und von Interviews mit Akteur\*innen von muslimischen Frauenorganisationen, zeigt Peeck, dass dieser Präventionsdiskurs rassistische Geschlechterkonstruktionen (Opfer patriarchaler Verhältnisse, Mütter von Terroristen, »Schihadi Brides« als naive Mädchen) mithervorbringt und reproduziert. Dem sich daraus ergebenden Dilemma einiger Aktivistinnen und Frauenorganisationen, den mit dem Programm verbundenen Zuschreibungen kritisch gegenüberzustehen und zugleich von dessen Ressourcen zu profitieren, begegnen die Frauen unterschiedlich: Während einige das Geld strategisch für die eigenen Zwecke nutzen (affirmative Sabotage), sind andere ganz aus dem Programm ausgestiegen. Zum Abschluss berichtet Christina Schachtner unter dem Titel »Riskante Diskurse« von arabischen Netzak-

teur\_innen als Produzentinnen von Gegenöffentlichkeit, die in der Digitalisierung der Lebenswelten neue Möglichkeiten der kollektiven Organisation sehen, sie aber durch ihre dissidenten Netzaktivitäten und durch ihre Eingebundenheit in internationale Netzwerke mit neuen Kontrollmechanismen konfrontiert sind. Ihre Blogs zeichnet aus, dass sie sich selbst eine Stimme geben und dabei über Tabu-Themen wie Politik, Sexualität und Religion sprechen und dazu mit Fantasie, Kreativität und Humor (Comics, Podcasts, Kommunikations-Spiele) operieren. Ihre Ausrichtung ist transterritorial, d.h. sie wollen eine andere/neue Seite ihrer Länder zeigen, die im Westen verschwiegen wird. Der visionäre Gehalt der Diskurse besteht in der Entstehung von Denkräumen jenseits und gegen Binaritäten (Stichwort: Hybridisierung). Der so entstehende »dritte Raum« (Bhabha) hat jedoch lediglich eine schwebende Existenz der (Un-)Sichtbarkeit und bewegt sich zwischen Exponieren und Rückzug.

Alle Beiträge trugen zu einem komplexen Verstehen von Geschlecht als Ordnungskategorie bei. Dabei war jedoch eine kritische Auseinandersetzung mit der Markierung der Akteure im Rahmen des sozialen Feldes ihrer Emergenz und die Beziehung der Forscher\_innen zum Feld nur ansatzweise vorhanden. So war bei der Besprechung von Lengersdorf nicht klar, welche Akteure sie im Hinblick auf Normalarbeitsbiographien im Blick hatte. Eine der Fragen, die hier in Bezug auf Schließungsmomente zum Tragen kommt, ist wie Männlichkeit im Rahmen von Migration und Rassifizierung wirksam wird. In welcher Relation stehen diese Männlichkeitsvorstellungen und -artikulationen zu vorherrschenden Aushandlungen zu hegemonialer Männlichkeit. In Bezug zu den Beiträgen von Vogl, Peeck und Schachtner, so die Diskussion im Plenum, wurde eine Auseinandersetzung mit der diametrischen Forschungsbeziehung zwischen ihnen und ihrem Forschungsfeld thematisiert. Auch wurde auf das Risiko der Herstellung der »anderen Frau«, insbesondere in Bezug auf Schachtners und Vogls Studie, hingewiesen. Trotz dieser kritischen Auseinandersetzung stand in allen Beiträgen die Frage der Verschränkung von Geschlecht mit anderen Ordnungskategorien im Zentrum. Dennoch zeigte die Diskussion im Plenum, dass es notwendig ist, zwischen den methodischen (und politischen!) Problemen, wie zwischen Persistenz und Wandel, Reproduktion und Aufbruch, emanzipative Erforschung/Politik und stigmatisierende Zuschreibungen – wie Tomke König stellvertretend für alle Organisatorinnen der Sektion bilanzierte – zu differenzieren.

Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Stefanie Duttweiler

## Sektion Kultursoziologie

Die Tagung der Sektion Kultursoziologie und des DFG-Projekts »Time has come today« stand ganz im Zeichen der populären Musik. Vom 26. bis 28. Mai 2016 widmete sie sich dem Thema »Zeiten des Aufbruchs. Der lange Sommer populärer Musikkulturen und der gesellschaftliche Wandel seit den 1960er Jahren«. Auch der Tagungsort, das Kulturzentrum »scheune« in Dresden, stimmte als Ort langer Jugend- und Musiktradition auf das Thema ein. Die zentrale Fragestellung widmete sich der Rolle populärer Musik in den gesellschaftlichen Wandlungsprozessen.

Am 26. Mai 2016 eröffnete *Michael Rauhut* (Kristiansand) die Tagung mit seinem Beitrag »Raus aus der Spur. Brachte Rockmusik die Mauer ins Wanken?«. Darin thematisierte er das »Glatteis«, auf welches sich die Tagung insgesamt begab: Die Wirkung von Musik ist nicht linear messbar. Dadurch lassen sich Zusammenhänge schwer darstellen. Dennoch konnte Rauhut Indizien dafür präsentieren, dass Rock- und Popmusik in den 1980er Jahren zur Erosion des politischen Systems in der DDR beigetragen haben. Bei der anschließenden Podiumsdiskussion zum Thema »Popmusikkulturen in den 1980er Jahren in Ost und West« saßen verschiedene Akteure der Popmusik dieser Zeit auf dem Podium: *Lutz Schramm* (DT64 Radiosender, Berlin), *Jan Kummer* (AG Geige, Chemnitz), *Kurt Dabke* (Pyrolator, Düsseldorf) und *Bernd Begemann* (Solokünstler, Hamburg). Moderiert wurde die Diskussion von *Susanne Binas-Preisendörfer*. Zentral war hier das Thema der Annäherung zwischen der ost- und westdeutschen Musikkultur, insbesondere zwischen den Künstlern selbst, und ihre Erlebnisse im jeweils anderen Teil Deutschlands. Der Abend endete mit einer Konzerteinlage von Bernd Begemann

Mit dem ersten Panel »Popmusik und Gesellschaft« begann der zweite Tagungstag. Zunächst zeigten *Dominik Schrage* und *Holger Schwetter* (beide Dresden), dass die Popmusik eine Katalysatorfunktion in den Zeiten des Umbruchs hat. Nach der Freisetzung der Individuen durch die Veränderungen in der Arbeitswelt wurde die musikalische Eigenzeit wichtiger für die Individualisierung. *Klaus Nathaus* (Oslo) stellte die Musikproduzenten als treibende Kraft für Veränderungen heraus. Der popmusikalische Wandel geht somit nicht zurück auf Strukturveränderungen, sondern auf eine Etablierung der Popmusik (allen voran der Beatles) durch die Musikindustrie.

Der zweite Themenblock »Popmusik zwischen Kulturindustrie und Emanzipation« verfolgte weiter die Beziehung zwischen den Kulturschaffenden und der Verbreitung von Musik. Als erstes zeigte *Franziska Hohl* (Konstanz) mittels musikphilosophischer und sozialempririscher Ansätze, dass Musik ein konstitutiver Bestandteil des Sozialen ist. Als fruchtbaren methodischen Zugang stellte sie die Analyse der Rezeption heraus. Daran anschließend interpretierten *Kathrin Audehm* und *Michael Corsten* (beide Hildesheim) anhand von Filmmaterial Kleidung, Tanz, Gesang, Figur und Bewegung von »schicken Girls« und warfen die Frage auf, ob der Auftrieb des Pop, neue Stile und Starfiguren hervorgebracht hat.

In der anschließenden Keynote begriff *Jochen Bonz* (Innsbruck) den Begriff Chronotopos als Beschreibung einer Kultur. Damit stellte er einen Bezug zu dem ersten Vortrag des Tages her und machte deutlich, dass im Hippietum die ontologische Unsicherheit in der Unverbindlichkeit des Lebensstils besteht. Im Techno löst sich das Subjekt auf ähnliche Weise aus den Konventionen mit Hilfe der Musik.

Das nächste Panel »Neue Wellen in Ost und West« eröffnete *Marlene Schrijnders* (Birmingham). Sie untersuchte die No-Future-Szene in der DDR und reicherte die etablierte Forschung mit Dokumenten des Ministeriums für Staatssicherheit an. Die neue Welle in Westdeutschland hatten *Anna Daniel* und *Sarah Remppe* (beide Hagen) zum Thema. Sie untersuchten aus praxistheoretischer Perspektive die Frage, welche transformativen Ausformungen in Zusammenhang mit der NDW stehen und zeigten die Zusammenhänge am Beispiel der Stadt Hagen.

Parallel dazu wurden zwei Vorträge zum Thema »Soul und Rock zwischen Politisierung und Ästhetisierung« gehalten. *Thomas Wilke* (Tübingen) zeigte am Beispiel der Black Power-Bewegung, dass die Verbindung von politischem Programm und Unterhaltung durch populäre Musik gelingen kann. *Georg Görz* (Oldenburg) rekonstruierte in seinem Vortrag »Rock als Kunst« ausgehend von John Lennon eine »Bipolarität« als spezifische Sichtweise innerhalb des rock- und popmusikalischen Feldes. Damit einhergehen Unterscheidungen wie »gute« und »schlechte« Musik, sowie autonome und heteronome Bereiche in der populären Musik.

Dass die »Provinz als Resonanzraum« musikalischer Produktion und Reproduktion anders als die Metropole »funktioniert«, zeigte das anschließende Panel. Sowohl *Joachim Landkammer* (Friedrichshafen) als auch *Gunter Mahlerwein* (Mainz) betonten in ihren Vorträgen die besondere Bedeutung des Phänomens Zeit. Während Landkammer allerdings eine »typisch pro-

vinzielle Haltung des Provinz-Popularmusikhörers« herausstellte, verwies Mahlerwein auf Musik im Jugendzentrumsalltag als kaum zu überschätzenden Aspekt der Genese von Jugendkulturen.

Der Freitagabend wurde mit einer Keynote von *Detlef Siegfried* (Kopenhagen) abgerundet. In der Darstellung des Wandels der gesellschaftlichen Legitimation von Popmusik spannte er einen Bogen vom Stempel der »Proletarisierung« in den 1970er Jahren bis zum konsumistischen »Sound der neoliberalen Wende« in den 1990ern.

Am Samstag begann das erste Panel mit Betrachtungen zur Musik als Subversion. *Gunnar Otte* und *Matthias Lehmann* (beide Mainz) zeichneten anhand einer empirischen Studie zu den Qualitätskriterien populärer Musikkritik den Wandel von Wertbildungskriterien in der Musikkritik nach. *Maren Lehmann* (Friedrichshafen) nahm noch einmal das Phänomen der Zeit in Augenschein und stellte am Beispiel der Jugend in der DDR die »Eigenzeit der Jugend« dar, die durch einen Überschuss an Zukunft zu ersticken drohte.

Im letzten Panel der Tagung »Das biographische Potential der Musik« gingen *Christian Elster* und *Gerrit Herlyn* (beide Hamburg) davon aus, dass die Historisierung von Pop und die damit einhergehende Arbeit am historischen Bewusstsein derzeit Konjunktur haben. Die Selbsthistorisierung der Akteure zeige sich so zum Beispiel in der Praxis des Musiksammelns, die immer auch eine Auseinandersetzung mit der eigenen Biografie ist. *Anne-Katrin Hoklas* und *Holger Schwetter* (beide Dresden) stellten in ihrem Vortrag die ästhetischen und sozialen Eigenzeiten westdeutscher »progressiver Landdiskotheken« der 1970er Jahre dar. Einerseits symbolisierten Landdiskotheken einen kulturellen Wandel, andererseits boten sie einen genuinen Ort der Orientierung am subjektiven inneren Erleben und dessen performativen Ausagierens.

In der Abschlussdiskussion wurde deutlich, dass die zahlreichen Themen der Tagung nicht lose nebeneinander stehen, sondern durch die Frage nach sozialen, ästhetischen und räumlichen Bedingungen, sowie dem subjektiven Erleben von sozialem Wandel geklammert sind. Musik kann so gesehen als Vermittler dieses Wandlungsprozesses begriffen werden. Die Aufgabe der Forschung wäre es dann, die Wirkfaktoren des sozialen Wandels anhand der Produktion, Rezeption und des Inhalts der Popmusik zu untersuchen. Die Tagung hat eindrucksvoll gezeigt, dass diese Aufgabe nur im Verbund verschiedener Disziplinen gemeistert werden kann.

Elisabeth Dittrich, Peter Fischer

## Sektion Medizin- und Gesundheitssoziologie

### Dreiländerkongress 2016: Bildung und Gesundheit

Am 31. März und 1. April 2016 hat in Nürnberg der Dreiländerkongress der deutschsprachigen Fachvertretungen für Gesundheitssoziologie stattgefunden, der von Peter Kriwy und Katharina Seebaß organisiert wurde. Die beteiligten Vertretungen waren die Sektion Medizin- und Gesundheitssoziologie der DGS, die Sektion Gesundheits- und Medizinsoziologie der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie und das Forschungskomitee Gesundheitssoziologie der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie. Zudem hat neuerdings auch die Deutsche Gesellschaft für Medizinische Soziologie an der Organisation der Veranstaltung mitgewirkt.

Das Thema des Dreiländerkongresses war »Bildung und Gesundheit«. Hohe Bildung geht oft einher mit höherem Einkommen, gesundheitsförderlichen Arbeitsbedingungen, einem allgemein größeren Gestaltungsfreiraum, höherem subjektiven Wohlbefinden und einer höheren Lebenserwartung. Seit der Ottawa Charta gilt Bildung als zentraler Bestimmungsfaktor von Gesundheit. Auch wenn zwischenzeitlich ein reichhaltiger Forschungsstand zu Bildung und Gesundheit vorliegt, so sind dennoch viele Beziehungen zwischen diesen beiden Themenkomplexen bislang noch nicht zufriedenstellend erforscht, womit die Wahl des Kongressthemas begründet wurde. Der Dreiländerkongress 2016 hat Raum für vielseitige Facetten und aktuelle Diskussionen zu den unterschiedlichsten Assoziationen von Bildung und Gesundheit geboten.

Der Kongress wurde mit einem Plenarvortrag von *Piet Bracke* (Gent) eröffnet, einem der international führenden Experten zu Bildung und Gesundheit. Sein Vortrag mit dem Titel »Education and Health: A Macro-sociological Research Agenda« hat das Publikum begeistert und das rege Interesse an seinen lebhaften Ausführungen hat dazu geführt, dass der Zeitplan schon mit dem Plenarvortrag überstrapaziert wurde. Die erste inhaltliche Session thematisierte anschließend Bildung und den Zugang zu medizinischen Leistungen und wurde von Nadine Reibling und Kerstin Hofreuter-Gätgens organisiert. Die Vorträge dieser Session thematisierten die Inanspruchnahme von Gesundheitsleistungen, Nutzungsansprüche von Migranten und Gesundheitsförderung bei Jugendlichen. Die zweite Session »Gesundheitsförderung, Schule und Beruf« wurde von Ursula Streckeisen organisiert und bot Raum für die Themen Gesundheitsförderung in der Schule, Evaluation von gesundheitlichen Informationsangeboten in der

Schule sowie therapeutischem Reiten. Die dritte Session zum Zusammenspiel von Migrationshintergrund und Bildung und deren Auswirkungen auf die Gesundheit wurde von Johanna Muckenhuber und Hannah Volk organisiert. Hier thematisierten die Vorträge die Inanspruchnahme von Präventionsangeboten bei Menschen mit Migrationshintergrund, eingeschränkte Zugänge zum medizinischen Versorgungssystem und Folgen von ungleichen Bildungs- und Berufspositionen. Die vierte Session zu Arbeitsfähigkeit, Bildung und Gesundheit, wurde von Christiane Gross organisiert. Die Vorträge in dieser Session fokussierten Arbeitsbelastungen und Krankenstand, Erschöpfung und Komplexität der Arbeit, die Verwendung von Routinedaten der gesetzlichen Krankenkassen im Bereich Arbeitsfähigkeit sowie berufliche Wiedereingliederung nach Krebserkrankungen. Die letzte Session fand zu Gesundheitskompetenz als Determinante, Mediatorin und Moderatorin von Gesundheit statt und wurde von Jürgen Pelikan, Doris Schaeffer und Thomas Abel organisiert. Die Vorträge dieser Session thematisierten Health Literacy und Gesundheitsverhalten, Bildung und Health Literacy, Gesundheitskompetenz und subjektive Gesundheit sowie die Frage nach der Messung von subjektiver Gesundheitskompetenz.

Die Veranstaltung endete mit einer lebhaften Abschlussdiskussion. Auf dem Podium befanden sich Jürgen Pelikan, Professor für Soziologie am Institut für Soziologie an der Universität Wien, Ursula Streckeisen, Professorin an der Pädagogischen Hochschule Bern, Johann Behrens, Professor an der Medizinischen Fakultät Halle-Wittenberg und seit 2014 Forschungsprofessor am DIW, Berlin, sowie Bernhard Seidenath als Vertreter der politischen Praxis und Abgeordneter im Bayerischen Landtag mit gesundheits- und pflegepolitischem Schwerpunkt.

Peter Kriwy

## Theoretische Sozialforschung

Laudatio für Karin Knorr Cetina auf dem DGS Kongress 2016 in Bamberg

Eine Laudatio des Lebenswerkes von Karin Knorr Cetina muss mit einem Disclaimer beginnen. Sie hat auf drei sehr verschiedenen Forschungsfeldern gearbeitet: in der Wissenschaftsforschung, der Soziologie der Finanzmärkte, sowie in der Theorie des Sozialen und der Weltgesellschaft. Von wo aus wollte man so ein Werk kompetent beobachten? Ich kann es nur wie andere Schüler und Mitarbeiter von ihr aus der begrenzten Perspektive eines intellektuellen Lebensabschnittsgefährten tun.

Sie wurde 1944 in Graz geboren, studierte nach der Matura Völkerkunde in einem Doktoratsstudium an der Universität Wien und schloss, 27-jährig, mit einer Doktorarbeit zu »Struktur, Morphologie und Motive einer Oralliteratur« ab. Dann wandte sie sich ihrem Nebenfach, der Soziologie zu – es war Anfang der 1970er das Fach der historischen Stunde. Sie machte ein Diplom und ging für sechs Jahre als Assistentin ans Wiener Institut für Höhere Studien, damals eine Art Think Tank mit internationalen Gästen, die Lust auf Welt machten: Peter Blau, James Coleman, Paul Feyerabend, Aaron Cicourel. Die Ford Foundation bot ihr schließlich ein Fellowship im kalifornischen Berkeley, wo sie bei Hubert Dreyfus, John Searle, und John Gumpertz in die Lehre ging, wo sie aber auch nach der statusbewussten Wiener »Gesellschaft« und ihrem vereinnahmenden politischen Gruppismus eine individualistische »society light« kennenlernte.

Nach dem IHS wechselte sie mit 33 Jahren ganz die Seiten des Atlantiks, zuerst für zwei Jahre als Research Fellow an die University of Pennsylvania, wo sie Goffman hörte, dann für je ein Jahr als Associate Professor an die Virginia State University und als Full Professor an die Wesleyan University in Connecticut. Dazwischen habilitierte sie sich mit 37 Jahren an der Universität Bielefeld.

Zwei Jahre später, 1983, kehrte sie, verlockt von der damals größten europäischen Fakultät für Soziologie zurück auf eine Professur für qualitative Methoden in Bielefeld, die später in eine Professur für Sozial- und Kulturtheorie umgewidmet wurde. In der ostwestfälischen Provinz sollte sie 18 Jahre bleiben – sofern man bei Karin Knorr von »Bleiben« sprechen kann. In diese Zeit fielen nämlich neben Feldforschungen am CERN in Genf auch zwei längere Aufenthalte in Princeton, erst am Institute for Advanced Studies, dann an der dortigen Universität. 2001 wechselte sie dann für neun Jahre auf eine Professur für Soziologische Theorie, Wissens-

und Finanzmarktsoziologie in Konstanz, erneut in institutioneller Bigamie mit einer ständigen Gastprofessur der Universität von Chicago sowie als Mitglied des Center for Advanced Studies in the Behavioral Sciences in Stanford. Seit 2010 ist sie Professorin an den Departments für Anthropologie und für Soziologie in Chicago – seit kurzem dort auch Chair des Soziologie Departments – bis heute aber auch Mitglied des Bielefelder Instituts für Weltgesellschaft sowie im Konstanzer Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen von Integration«.

Prominent geworden ist Karin Knorr vor allem mit ihren Monographien *The Manufacture of Knowledge* von 1981, und *Epistemic Cultures. How The Sciences Make Knowledge* von 1999, das den Merton Award der American Sociological Association und den Ludwig Fleck Preis für das beste Buch des Jahres 2000 in den Science Studies gewann. Beide Bücher sind nicht nur auf Englisch und Deutsch, sondern auch in den Weltsprachen Spanisch und Chinesisch erschienen.

Neben diesen Monografien umfasst das Werk auch zehn mitherausgegebene Sammelbände, darunter fünf zur Wissenschaftsforschung, zwei zur Soziologie der Finanzmärkte, einen zur Ethnographie, sowie zwei einflussreiche Bände zur soziologischen Theorie. Der erste mit Aaron Cicourel 1981 *Towards an Integration of Micro- and Macrosociologies* (der noch nach 33 Jahren erneut von Routledge aufgelegt wurde); der zweite, 20 Jahre später, mit Ted Schatzki und Eike von Savigny zum *Practice Turn in Contemporary Theory*.

Schwer überschaubar wird das Oeuvre von Karin Knorr aber durch die 145 Aufsätze, deren Masse die Buchproduktion weit übersteigt. Dabei sind – neben den späteren Übersetzungen einiger Titel in sieben europäische Sprachen – zwei Dinge bemerkenswert: dass 114 dieser Aufsätze in Alleinautorschaft verfasst wurden; und dass 64 Aufsätze in Fachzeitschriften erschienen, darunter fast alles von Rang und Namen wie das American Journal of Sociology, Theory and Society, Current Sociology, Social Studies of Science, Theory, Culture and Society, aber auch das Canadian Journal of Sociology, das Japan Journal for Science, die Sociologie du Travail, die italienische Teoria Sociologica und natürlich auch 13 Aufsätze in deutschen Zeitschriften. Die lange Liste dieser Artikel beginnt 1968 mit *Morphology of Folktales*, dem Aufsatz einer 24-jährigen im Review of Ethnology, der in zwei Jahren ein halbes Jahrhundert alt wird.

Bemerkenswert ist, wie klar sich die Schriften periodisieren lassen, und zwar ganz klischeehaft durch das triadische Schema von früher, mittlerer

und später Phase. In der Frühphase von 1968 bis 1980 koexistieren Aufsätze aus zwei sehr verschiedenen Wissenschaftskulturen: aus der Ethnologie (bis 1973) und der Wissenschaftsplanung (seit 1975). Zeitgleich startet 1975 die Aufsatzproduktion zu den Laborstudien, ihrem kultursoziologischen Ansatz in der Wissenschaftsforschung, die über 25 Jahre anhält, dann aber im Jahr 2000 fast vollständig zum Erliegen kommt, da sich Karin Knorr seit ihrer Zeit in Princeton einem ganz anderen Thema zuwandte: den Finanzmärkten.

Quer zu diesem Wechsel der Gegenstände lassen ihre Aufsätze zur Sozialtheorie eine Umorientierung zwischen den achtziger und neunziger Jahren erkennen. 1981 erscheint *The Microsociological Challenge of Macrosociology*, Ende der achtziger Jahren folgen programmatische Positionierungen in der deutschen Soziologie: 1988 das mit Richard Grathoff verfasste *Was ist und was soll Kultursoziologische Forschung?*, 1989 die *Spielarten des Konstruktivismus*, 1990 die *Doppelproduktion sozialer Realität* und 1992 *Zur Unterkomplexität der Differenzierungstheorie*. In den amerikanischen Aufsätzen findet sich dagegen in den 1990er Jahren eine gewisse Bewegung aus der Soziologie heraus in die Kulturtheorie. 1994 erscheint *Primitive Classification and Postmodernity*, 1997 *Sociality with Objects*, 2001 die *Postsocial Relations*.

In der vergangenen Dekade bringt Karin Knorr ihren Denkstil schließlich auf den Leitbegriff der globalen Mikrostrukturen, ein Konzept, das sie an Finanzmärkten entwickelt hat, aber 2005 in *The New Terrorist Societies* auch auf Al Qaida ausdehnt. 2009 heißt dieser Grundgedanke *Synthetic Situation: Interactionism for a Global World*. In diesem Jahr schließt Karin Knorr für Princeton University Press ein Buch-Manuskript mit dem Titel *Maverick Markets* ab. Für das nächste Jahr hat sie Oxford University Press ein Buch mit dem Titel *Synthetic Society* zugesagt.

Die Cetina ist ein Fluss in Kroatien. Ihre Quelle liegt in einem tiefen Karstgebiet in den Dinarischen Alpen. Im Mittellauf bildet sie ein Sumpfgelände, bevor sie nach gut 100 Kilometern ins Adriatische Meer mündet. Sie hat über die Zeit einen ganzen Canyon geschaffen, mit faszinierenden Formen im Stein des Flussbettes. Die hohen Felsen, unterirdischen Tunnel und Wasserfälle sind einerseits ein Schauspiel unberührter Natur. Andererseits befindet sich an ihrem Oberlauf auch ein Stausee, der zur Stromerzeugung dient. Im Jugoslawienkrieg versuchten serbische Soldaten, den Damm zu sprengen. 30 Jahre zuvor, 1965, entstanden an der Cetina dagegen dramatische Filmaufnahmen mit einem von den Fluten gepackten

Floß, nämlich in Karl-Mays *Ölprinz* mit Stewart Granger als Old Surehand und Pierre Brice als Winnetou.

Ganz anders als die kroatische Cetina, die bei aller Fluidität doch verlässlich in ihrem dalmatinischen Flussbett blieb, ist die Grazer Cetina Zeit ihres Lebens aus vielen Einbettungen ausgebrochen. Die Phasen ihres Werkes bestimmen sich nicht nach den institutionellen Orten (etwa: Wien – Berkeley – Bielefeld – Konstanz – Chicago), sondern nach ihren Forschungsfeldern, und an der Stelle weniger Wirkungsorte steht eher eine Liste von knapp 200 Tagungsorten, an denen man sie hören wollte. Da gibt es 115 Vorträge in Europa, davon 42 in Deutschland, 73 in Nordamerika, und 6 in Asien. Auch das Ranking der Städte ist interessant: Da stehen Berlin und Bielefeld (mit je 10 Vorträgen) vor New York und Montreal (je 7), es folgen Chicago (6), Konstanz (5), Washington (4), Frankfurt (4), Atlanta (4), vor Boston, San Francisco und Pittsburgh, dann aber schon – überraschend – Bad Homburg (3), noch vor Princeton, Cambridge und Berkeley.

An den Institutionen, an denen sie beschäftigt war, stellte sich diese Reisewut immer als lokaler Eskapismus dar. Sie war typischerweise gerade woanders oder »unterwegs«. In ihrer mentalen Geographie dürfte Konstanz eine Stadt bei Zürich gewesen sein. Aber was heißt schon Eskapismus, wenn man weiß, dass man sie auch andernorts gern institutionell gebunden hätte. 1993 in Pittsburgh, 1995 in Bern, 1997 in New York, 1999 in München, 2001 in London, schon 2003 in Chicago, und 2006 in San Diego.

Insofern erscheint es eher als unintendierte Konsequenz ihrer rastlosen Fortbewegungen, dass in den 90er Jahren um Karin Knorr herum eine zweite »Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen« entstand, knapp zwanzig Jahre nach jener um Fritz Schütze und Joachim Matthes, die in den 1970er Jahren amerikanische Mikrosoziologie nach Deutschland brachte. Dabei pflegte sie in ihrem »Laborstudienkreis« ein kollegial-kompetitives Verhältnis zu ihren MitarbeiterInnen, das sich wohltuend von der Hofhaltung einiger anderer Lehrstühle unterschied. Man konnte nicht nur anderer Meinung sein als sie, man sollte es auch. Sie war ähnlich wie Niklas Luhmann, zu dessen stärkstem Antipoden in Bielefeld sie wurde, irritiert über Schüler im engeren Sinne, wollte nicht in Prüfungen einem Alter Ego begegnen, und tat Einiges zur Unterbindung von Gefolgschaft. Auch eine enge Betreuung gab es nicht in diesem Kreis, sozialisatorisch wirkte Karin Knorr über das von ihr geschaffene Milieu, in dem, wer immer wollte, nach ihrem Role-Model, den *eigenen* Dämonen folgend, gedeihen konnte. Und dies war

ein Milieu, in dem regelmäßig illustre Gäste auftauchten: Clifford Geertz, Anselm Strauss, Aaron Cicourel, Randall Collins, Bruno Latour und viele mehr. Zu ihrem Betreuungsliberalismus gehörte auch die Freiheit der Themenwahl. Sie konnte und kann bis heute fast jedem Thema etwas abgewinnen, ihre DoktorandInnen arbeiten auf völlig verschiedenen Gebieten. Die ersten finden sich heute auf Professuren in Melbourne, Jerusalem, New York, Chicago, Indiana, Pennsylvania, New Jersey, London, Wien, Maastricht, Frankfurt, Tübingen, Nienburg, Wuppertal, und in Mainz (da sind es, wie in London, gleich zwei).

Der »Knorrismus« ist aber keine Schule, die sich um ihre Begründerin scharrt, es ist ein janusköpfiger Forschungsstil. Auf der einen Seite speist er sich aus einem mächtigen *empiristischen* Leitmotiv. Es entstammt, so meine ich, der Primärsozialisation von Karin Knorr in einem Fach, das einem viel stärkeren Empiriebegriff folgt als die sogenannte empirische Sozialforschung: die Erfahrung aus der Nähe und am eigenen Leib. Für die Ethnografin Karin Knorr war es weniger Methode als Lebensstil, sich ganz ihren Gegenständen zu widmen, mit ihnen zu leben, und sich zum Teil auch ihren Habitus mimetisch anzueignen: den Entdeckungseifer der Naturwissenschaftler, das Effizienzideal der Banker.

In der postkolonialen Ethnologie entstammte diese Demut vor dem Gegenstand einer nachholenden politischen Selbstbescheidung, in der Mikrosoziologie nach Alfred Schütz entstammte sie dem naturalistischen Motiv, die primären Sinnkonstruktionen vor dem »Kolonialismus« der soziologischen Theorie zu bewahren. Karin Knorr trieb es aber schon deshalb darüber hinaus, weil ihre Gegenstände weder die untergehenden Stammeskulturen der Ethnologie noch die urbanen Subkulturen und kleinen Lebenswelten der Chicago School waren, sondern die leistungsstärksten Kraftmaschinen der modernen Gesellschaft. Ihr Empirismus gründet in einem großen Respekt vor dem Erfindungsreichtum der Praxis anderer Professionen. Dies brachte sie in Frontstellung zu den Theorien ihrer eigenen. Ihre Arbeiten sind geritten von einer Lust an der Herausforderung der mausgrauen Herren der steingrauen Theorien (um ein Ehrenmitglied dieser Fachgesellschaft zu zitieren) – egal ob diese Herren nun Niklas oder Karl Raymond hießen.

Auf der einen Seite also eine theoriestürmerische Empiristin, die von außen und unten auf die Soziologie als Theorielandschaft schaut, in die sie mit der Ethnologie biografisch verzögert und mit der Ethnomethodologie

auch nur zögernd eintrat. Auf der anderen Seite wurde Karin Knorr in den 1990er Jahren nicht zufällig Chair der Theorie-Sektion der American Sociological Association. Soziologische Theorie hieß für sie nur nie Theoriegeschichte. Bei aller Nähe zu Simmels Soziologie sozialer Formen war sie für stubengelehrte Traditionspflege nicht zu haben. Keine großen Männer und ewige Wahrheiten, nur mehr oder wenige gute Ideen, anregende oder uninteressante Fragen, brauchbare oder unbrauchbare Konzepte, aufregende oder unergiebigere Daten. Die klugen Einsichten, mit denen die Fachbegründer bestimmte Gegenstände einmal gut verstanden haben, können angesichts anderer und neuer Gegenstände zum Bildungsballast werden, der die vom Feld geforderte intellektuelle Beweglichkeit raubt. Unter »theoretischer Soziologie« verstand Karin Knorr daher eine innovative Konzeptentwicklung: Epistemic cultures, flow architectures, skopische Medien, globale Mikrostrukturen, usw. entstammen einer Bricolage von minutiösen empirischen Beobachtungen in mimetischer Nähe zum Feld, mit einer ausgesprochen unideologischen Mobilisierung aller möglichen Begriffsvorschläge und theoretischen Intuitionen – von den skopischen Technologien Foucaults bis zur *response presence* Goffmans – die sie adaptierte, elaborierte und ins Gegenwärtige und Zukünftige wendete.

Ihr reichte es nicht, dass sich die Soziologie ihrer theoretischen »Grundlagen« versichert, sie fortentwickelt und auf ihrer Basis die gesellschaftliche Entwicklung »zeitdiagnostisch« kommentiert, die vorgeblichen Grundlagen müssen vielmehr selbst in erhebliche Bewegung gebracht werden, um mit dieser Entwicklung überhaupt Schritt halten zu können. Karin Knorr geht es um eine Steigerung der *sociological imagination* im Sinne von C.W. Mills: unserer theoretischen Vorstellungskraft angesichts der postmodernistischen Dynamik der Weltgesellschaft.

Passt das unter ein Label? Ich denke, dass man Karin Knorr wie Bruno Latour, ihren kalifornischen Weggefährten, als späte Hervorbringung und als Überwinder der Ethnomethodologie sehen kann. Ethnomethodologisch ist die mikrosoziologische Leichtbauweise der Studien und der klare Vorrang des Eigensinns der Phänomene vor dem Eigensinn der Theorie. Entschieden *post-ethnomethodologisch* ist die überschießende theoretische Fantasie, der Posthumanismus und beider Bruch mit dem Situationsmonadismus zugunsten einer intersituativen Sichtweise.

In Bezug auf die Rubrizierung ihres Ansatzes verhält sie sich allerdings – anders als Latour – eher so unberechenbar und widerspenstig wie der Autor, den sie in den letzten Jahren am schärfsten kritisiert hat: Erving

Goffman, der ja für seine »konzeptuellen Reifenwechsel« (Jörg Bergmann) berüchtigt ist. In der Sozialdimension entspricht dem eine nervöse Grundhaltung, die Marx – *Groucho* Marx – präzise auf den Punkt gebracht hat: Ich denke, Karin Knorr würde keinem Club angehören wollen, der sie als Mitglied haben wollte – und zwar auch keinem von ihr begründeten Club.

Aber wie vereint nun der knorristische Forschungsstil das empiristische und das theoretische Motiv? Ich denke, man muss Karin Knorrs theoretische Sozialforschung als eine parasitäre Forschungspraxis verstehen. Sie mied immer – wie der Teufel das Weihwasser – intellektuell reizarme Umgebungen wie statistische Verteilungen oder axiomatische Theoriegebäude. Ihr Interesse an starker Empirie aus gesellschaftlichen Hochleistungsbereichen mit maximalen Verstehensanforderungen war eines an einem *theoretischen* Reizklima. Es ging und geht ihr darum, diese avantgardistischen Subkulturen intellektuell zu appropriieren. Man stelle sich Karin Knorr *at work* also so vor: eingenistet in empirische Felder auf der lesenden Suche nach theoretischem Spielmaterial, das zusammen mit dem aus den Daten aufschießenden Ideen analytische Sinnfunken schlägt. Karin Knorr ist ein soziologischer Parasit im Speck des Empirischen, der versucht, durch die Kollision intellektueller Teilchen die Kreativität sozialer Praxis zu theoretischer Sprache zu bringen.

Wie konnte eine solche Soziologie entstehen? Ich denke, es gibt drei Gründe dafür.

Erstens kann man sagen, Karin Knorr sei eine der wenigen deutschsprachigen SoziologInnen mit internationalem Namen; man kann aber auch sagen, sie sei einer der wenigen amerikanischen SoziologInnen mit deutscher Vita und Wirkung. Ich meine, in diesem Bestimmungsproblem für eine transatlantische Soziologin liegt ein Gutteil der Knorrschen Kreativität begründet. Sie entstand aus der *Hybridität* zwischen Ländern und Kontinenten, Disziplinen, Universitätskulturen und Sprachen.

Diese Soziologie ist, zweitens, bei allem Medieninteresse an Karin Knorr, keine Public Sociology, keine feulletontaugliche Prosa von unmittelbar politischer Relevanz oder mit kulturellen Sinnstiftungsversprechen; es ist eine entschieden *professionelle* Soziologie. Viele Soziologen publizieren als Professoren vor allem Sammelbände, auf denen vorne ihr Name steht. Karin Knorr hat es ihr ganzes Leben lang vorgezogen, ihre namenlos gemachten Aufsätze Fachzeitschriften anzubieten, sie also auf einen Markt geschickt, auf dem sie der enthemmten Kritik des Peer Review ausgesetzt

waren, und das heißt, einer Organisation der Kommunikation, die auch noch höchst gebildete und selbstbewusste Personen einem Zwang zum Lernen aussetzt.

Was Karin Knorr aber schließlich am meisten als Soziologin auszeichnet ist, dass sie eine Wissenschaftlerin ist. Wissenschaftliche Leidenschaft hat in unserem Fach immer auch motivationale Konkurrenz, weil es vielen KollegInnen auch um Weltanschauung geht, um Gesellschaftspolitik, um Schulpolitik. Karin Knorr ist aber eine Person, die die Herstellung neuen Wissens wirklich und wahrhaftig um seiner selbst willen verfolgt, nicht nur als Beruf, neben dem man noch eine ›Freizeit‹ pflegen könnte, sondern als Passion, und das heißt: dass sie sie verfolgt und von dass sie von *ibr* verfolgt *wird*. In der Hirnregion, in der bei anderen Soziologen der Glaube sitzt: an eine bessere Welt, an die Weisheit der Fachbegründer, an ein ultimatives theoretisches System und an den finalen Sieg des eigenen – in dieser Hirnregion sitzt bei ihr die Neugierde. Karin Knorr ist ungläubig. Und wer ungläubig ist, vermag zu staunen – ohne damit je an ein Ende zu kommen.

Stefan Hirschauer

## Habilitationen

Dr. Werner Reichmann hat sich am 29. Juni 2016 an der Universität Konstanz habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Wissenschaftliches Wissen über die wirtschaftliche Zukunft – Eine Soziologie der Wirtschaftsprognostik«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Dr. Cornelius Schubert hat sich am 13. Juli 2016 an der Technischen Universität Berlin habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Unbestimmte Technik. Für eine konstitutive Symmetrie technischen Handelns«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

Dr. Alexander Ruser hat sich am 26. Oktober 2016 an der Zeppelin Universität Friedrichshafen habilitiert. Die Habilitationsschrift trägt den Titel »Implications for the Sociology of Knowledge and a Social Philosophy of Science«. Die *venia legendi* lautet Soziologie.

## Otto-Borst-Preis 2017

Das »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.« lobt hiermit zum siebten Mal den Otto-Borst-Preis zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses aus. Der Name des Preises erinnert an den Historiker Prof. Dr. Otto Borst (1924–2001), Gründer der Arbeitsgemeinschaft und langjähriger Herausgeber der Zeitschrift »Die alte Stadt«, jetzt »Forum Stadt«.

### Preis zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses

Durch die Verleihung will der Verein den wissenschaftlichen Nachwuchs in den Fachgebieten Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtplanung fördern. Mit dem Preis, der im zweijährigen Turnus vergeben wird, sollen herausragende Leistungen in diesen Fachgebieten prämiert werden.

Der Wettbewerb ist offen für schriftliche Studienabschlussarbeiten (Diplom und Master) sowie Dissertationen, die sich mit Themen der Entwicklung von Städten in historischer, stadt(bau)historischer, sozialwissenschaftlicher, denkmalpflegerischer, planerischer und städtebaulicher Hinsicht befassen und die an deutschsprachigen Hochschulen und Fachhochschulen erstellt worden sind. Ausgeschlossen sind Habilitationen sowie Forschungsgutachten im Auftrag Dritter.

Die Arbeiten können von den Verfasserinnen und Verfassern oder von den betreuenden Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern eingereicht werden. Die Verfasser dürfen nicht vor dem 1. Juli 1981 geboren sein. Voraussetzung ist ein gutachterliches Begleitschreiben des betreuenden Hochschullehrers im Umfang von einer Seite. Zugelassen sind auch Gruppenarbeiten (bis drei Personen). Dem Wettbewerbsbeitrag ist eine Kurzfassung (1 DIN A 4-Seite) beizufügen. Teilnahmeberechtigt sind Arbeiten, die innerhalb der letzten zwei Jahre abgeschlossen wurden. Stichtag der Einreichung ist der **28. Februar 2017**. Die Bewerber können jeweils nur eine Arbeit einreichen.

## Preisvergabe und Preise

Über die Preisvergabe entscheidet eine unabhängige, fachlich qualifizierte Jury aus dem Kreis des Herausgeber- und Redaktionskollegiums der Zeitschrift »Forum Stadt«. Es werden Preise in Höhe von insgesamt 3.000 € vergeben. Die Jury behält sich vor, die Preissumme auf mehrere Arbeiten zu verteilen oder nicht auszuschöpfen. Zur Preisvergabe lädt »Forum Stadt« e.V. die Preisträger auf die von ihm veranstaltete Internationale Städtetagung des Jahres 2017 in Erfurt ein.

Die Arbeiten sind mit allen Unterlagen einzureichen an:

Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.

Stichwort Otto-Borst-Preis 2017

Ritterstraße 17

D-73728 Esslingen/Neckar

Weitere Informationen erhalten Sie unter [www.forum-stadt.eu](http://www.forum-stadt.eu) oder von

Prof. Dr. Johann Jessen (Jury-Vorsitz)

Städtebau-Institut

Universität Stuttgart

Tel.: +49 (0)711-68583331

E-Mail: [johann.jessen@si.uni-stuttgart.de](mailto:johann.jessen@si.uni-stuttgart.de)

## Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie

Die Sektion Stadt- und Regionalsoziologie vergibt seit 2015 für herausragende Dissertationen den »Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie innerhalb der DGS«. Mit dem Preis wird eine empirisch, methodisch und/oder theoretisch herausragende Dissertation ausgezeichnet, die sich grundlegend mit Fragen der Stadt- und Regionalsoziologie auseinandersetzt. Der Preis wird alle zwei Jahre auf der Herbsttagung der Sektion verliehen, das nächste Mal im Herbst 2017.

Die Arbeiten können von den Verfasserinnen und Verfassern oder von den betreuenden Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern eingereicht werden. Teilnahmeberechtigt sind Arbeiten, die innerhalb der letzten zwei Jahre an einer deutschen oder ausländischen Hochschule als Dissertation angenommen oder in dem Zeitraum publiziert wurden.

Über die Preisvergabe entscheidet eine dreiköpfige, fachlich qualifizierte Jury. Das Preisgeld beträgt 1.000 €. Die Jury behält sich vor, die Preissumme auf mehrere Arbeiten zu verteilen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einzureichen sind ein Exemplar der Arbeit und eine Kurzfassung (eine DIN A4-Seite) jeweils in gedruckter und digitaler Form (pdf) sowie die Vita der/des Kandidat/in bis **30. März 2017** an

Prof. Dr. Susanne Frank  
Fachgebiet Stadt- und Regionalsoziologie  
Universität Dortmund  
D-44221 Dortmund

E-Mail: susanne.frank@tu-dortmund.de

## ASI-Nachwuchspreis 2017

Im Jahr 2017 verleiht die Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI) zum zweiten Mal den ASI-Nachwuchspreis. Dieser richtet sich an Nachwuchswissenschaftler/innen, die an einem ASI-Mitgliedsinstitut beschäftigt oder persönliches Mitglied der ASI sind. Mit dem Preis werden herausragende Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Forschung prämiert. Er wird in diesem Jahr in zwei Kategorien vergeben:

1. Artikel mit einer inhaltlichen sozialwissenschaftlichen Fragestellung
2. Artikel mit einer Fragestellung aus dem Bereich der Methoden der empirischen Sozialforschung

Über die Verleihung des Preises, der in beiden Kategorien mit 500 Euro dotiert ist, entscheidet der Vorstand der ASI.

Voraussetzungen für die Einreichung, die sowohl durch den Autor/die Autorin selbst als auch durch Dritte erfolgen kann:

- Es handelt sich um einen empirisch ausgerichteten sozialwissenschaftlichen Artikel mit methodischer oder inhaltlicher Fragestellung.
- Der Artikel ist in Deutsch oder Englisch verfasst. Der Artikel wurde innerhalb der letzten drei Jahre in einer Zeitschrift mit Peer-Review-Verfahren publiziert.

- Die Autorin/der Autor (bzw. einer der Autoren) des Artikels war während der Entstehungszeit des Artikels an einem ASI-Mitgliedsinstitut beschäftigt oder ist persönliches Mitglied der ASI.
- Alle Autoren/innen des Artikels sind Nachwuchswissenschaftler/innen. Bei nicht-promovierten Wissenschaftler/innen sollte der letzte Studienabschluss nicht länger als 5 Jahre zurückliegen. Bei promovierten Bewerber/innen sollte die Promotion nicht länger als 5 Jahre zurückliegen.

Einzureichen sind:

- Die Publikation im pdf-Format.
- Ein Lebenslauf des Autors/der Autorin bzw. der Autoren/innen (mit einem Verzeichnis der bisherigen Publikationen) im pdf-Format.
- Eine Bestätigung des ASI-Mitgliedsinstituts, dass die Publikation (bzw. der persönliche Anteil des jeweiligen Autors/der jeweiligen Autorin) in wesentlichen Teilen am Institut entstanden ist.
- Falls eine/r der Autoren/innen während der Entstehungszeit nicht an einem ASI-Institut beschäftigt war: Erklärung über den jeweiligen Arbeitsanteil der ASI-Autoren/innen in Prozent.

Einsendungen mit Angabe der Kategorie, für welche die Bewerbung erfolgt, bitte bis spätestens **1. April 2017** an die Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V. (ASI), Geschäftsstelle, Unter Sachsenhausen 6-8, D-50667 Köln, pdf-Dateien an: [asi@asi-ev.org](mailto:asi@asi-ev.org)

# Call for Papers

## Human Dimensions of Environmental Risks

Behavioural Experiments, Field Experiments, Survey Research, International Conference at the Congressi Stefano Franscini (CSF) of ETH Zurich, Monte Verità, Ascona, 21 to 26 May 2017

Both, local environmental problems (air and water pollution, soil contamination, toxic waste) in wealthy and in developing countries as well as global risks (climate change, loss of biodiversity) are mainly due to emissions from industrial and agrarian production, energy provision, transportation and household consumption. Researchers from economics, sociology, social psychology and political science have explored opportunities to reduce environmentally harmful activities. Monetary incentives are clearly effective in market economies but sometimes cause side effects and may be, under certain circumstances, detrimental to the intrinsic motivation of pro-environmental behavior. Economists have developed new instruments and institutions such as ecological tax reform or emission permits. Sociologists, social psychologists and political scientists have focused on citizens' environmental consciousness and its possible impact on individual behavior and on social movements and voting.

New and innovative research pays attention to the effects of »soft« incentives and explores the interplay of new technologies and environmentally responsible behavior. While environmental research is often based on survey methods an increasing number of new findings stems from experimental research, field experiments, and randomly controlled intervention studies. Moreover, researchers employ simulation models or develop and apply models of strategic interaction based on game theory. There is also a long-standing tradition of research on designing institutional rules to mitigate the »tragedy of the commons« and to test hypotheses on common pool resources (CPR) in lab or field experiments.

New data sources are accessible via the internet. Particularly, geo-coded data are helpful for investigating the impact of various features of the social context and infrastructure on environmental behavior. Furthermore, the analysis of data in a geographic-information-system (GIS) is relevant to determine the impact of environmental burden (e.g. noise, particulate matter, air pollution) on citizens' health and subjective perceptions of environmental risks.

The international and interdisciplinary conference will bring together researchers mainly from the social sciences (sociology, social psychology, economics, political science, ethnology) to exchange ideas, present and discuss innovative research and new methodological approaches to various aspects of the human dimensions of environmental problems and risks.

Here are some examples of research questions:

- People's perception of risks is often vastly biased compared to objective probabilities of detrimental events. Which factors increase or diminish the bias and what is the implication of biased risk perception for environmental policies?
- What is the impact of »soft incentives« (information feedback, social norms, »default options«, symbolic rewards, etc.) versus monetary incentives on pro-environmental behavior?
- Which type of institutional rules will promote and sustain cooperation in social dilemma-type environmental problems?
- What are the distributional implications of norms and institutions to further pro-environmental behavior? Do low-income households lose disproportionately through increased carbon taxes and energy prices? Are minorities and low-income households particularly affected by environmental burdens?
- What are proper institutional schemes to tackle problems of climate change, common pool resources, energy saving, etc.?
- Field experiments and intervention studies in developing countries are of particular importance. Do the effects of institutional schemes depend on cultural context? Which methods and technologies work best in developing countries?
- How can the acceptance and social diffusion of new, eco-friendly technological devices (fuel-efficient cars, electric cars, household technology, etc.) be supported?

- Rebound effects and »moral licensing« counteract the savings of environmentally friendly technologies and behavior. How can unintended side-effects be reduced?
- What are the pros and cons of various methods (experiments, field experiments, survey studies, simulation studies) to test hypotheses on pro-environmental behavior?
- What is the added value of »big data« from power companies, warehouses, telephone companies, internet search or experimental research with smart devices (e.g. »wearables«, smart meters, smartphones) for environmental policies?

The conference will offer a platform for the exchange of ideas for experts developing, testing and applying theories of environmental behavior; the perception and management of environmental risks; and the effects of institutional regulations to mitigate environmental problems on diverse social sciences. Invited participants are from a variety of countries and have different disciplinary backgrounds.

The organizers Andreas Diekmann, Karin Kurz, Ulf Liebe, Peter Preissendörfer, and Stefan Wehrli welcome further contributions. Title, abstract, and manuscript (if available) should be submitted no later than **31 January 2017**. Please mention whether you are applying for a conference presentation or a poster session and send your proposal to the conference office at: [enri2017@ethz.ch](mailto:enri2017@ethz.ch).

See the conference website: [www.socio.ethz.ch/enri2017](http://www.socio.ethz.ch/enri2017) for a description of the venue and for conference fees.

## (Un)Making Europe: Capitalism, Solidarities, Subjectivities

13<sup>th</sup> Conference of the European Sociological Association in Athens, Greece, 29 August to 1 September 2017

Europe can be made or unmade, and this is especially true since the »Great Recession« of 2008. European society, and even the very idea of Europe, is under threat. First, the inherent contradictions of *capitalism* are obviously stronger than we thought: Greece, where the emphatic idea of »Europe« originated, has experienced severe austerity measures; Europe has seen a

deepening of neo-liberal politics, threats to what remains of the welfare state and increasing inequality.

Second, *solidarities* are fragmented in and between societies across Europe. The new world economic crisis formed a context for both the constitution and the undermining of solidarities. On the one hand, from the Arab Uprisings to the various Occupy and Indignados movements – and their manifestations at the level of political parties – we have seen rebellions by citizens demanding political change. On the other hand, refugees fleeing wars have been denied human rights and their lives have been threatened by the closure of borders and the lack of a coordinated European strategy.

Third, *subjectivities* are formed that do not only result in resistance and protest, but also in apathy, despair, depression, and anxiety. Authoritarianism, nationalism, racism, xenophobia, right-wing extremism, spirals of violence, and ideological fundamentalisms have proliferated throughout the world, including in Europe.

As a result, the promise of Europe and the geographical, political, and social borders of Europe have been unmade and this »unmaking« poses a profound challenge for sociology and the social sciences more generally.

It is in this context that the European Sociological Association's 2017 Conference takes place in Athens at the epicentre of the European crisis. The underlying question for the conference is:

How and where should a sociology that matters evolve? How can sociology's analyses, theories and methods, across the whole spectrum of ESA's 37 research networks and various countries, be advanced in order to explain and understand *capitalism, solidarities and subjectivities* in the processes of the making, unmaking and remaking of Europe?

We cordially invite sociologists and social scientists from around the globe to join us in Athens – to attend the conference, to participate actively in the discussions, and to contribute their own work. Deadline for submission of abstracts is **1<sup>st</sup> February 2017** (may be extended). For further information, please visit: [www.europeansociology.org](http://www.europeansociology.org).

# Tagungen

## Wissenssoziologische Diskursanalyse

Spring School an der Universität Augsburg, 21. und 22. März 2017

Im vergangenen Jahrzehnt erlebt die sozial- und geisteswissenschaftliche Diskursforschung einen starken Boom. Dem tragen die Methodenausbildungen in den verschiedenen Disziplinen nur ansatzweise Rechnung. Insbesondere die Fragen der konkreten Arbeit am Text bzw. des Umgangs mit unterschiedlichen Datenformaten und der Interpretation der Daten im Rahmen der Diskursforschung gehört zu den Leerstellen der Methodenausbildungen. Die Spring School *Wissenssoziologische Diskursanalyse* (WDA) wendet sich an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die in Qualifikationsvorhaben oder Forschungsprojekten mit diskurstheoretischen und diskursanalytischen Perspektiven der WDA arbeiten bzw. arbeiten wollen. Sie bietet nach einer Einführung in theoretische Grundlagen die Möglichkeit, Fragestellungen sowie Forschungsdesigns der WDA-basierten Diskurs- und Dispositivforschung zu diskutieren, einzelne methodische Vorgehensweisen unmittelbar datenbezogen in kleinen Arbeitsgruppen zu erproben und eigene laufende Projekte bzw. Projektvorhaben zur Diskussion zu stellen (und dabei auch eigene Materialien einzubringen).

Im Zentrum der Spring School steht die Einführung in die zentralen Begrifflichkeiten und Analysekonzepte der WDA und damit verbunden die Fragen zur konkreten empirischen Umsetzung. Daneben werden am Nachmittag des zweiten Tages der Springschool optional drei Vertiefungen angeboten:

- Vertiefung A: Analyse von Subjektivierungsweisen (Saša Bosančić, Universität Augsburg)

- Vertiefung B: WDA für die Politikwissenschaft (Wolf J. Schünemann, Universität Heidelberg)
- Vertiefung C: Spezifische Fragen zur Diskursforschung (Reiner Keller, Universität Augsburg)

Die Spring School beginnt am 21. März um 9 Uhr 30 und endet am 22. März gegen 18 Uhr 15. Die Zahl der Teilnehmenden ist auf 30 Personen beschränkt. Je nach Umfang der entsprechenden Anfragen zur Diskussion eigener Projekte müssen wir uns eine Auswahl von zu besprechenden Projekten vorbehalten. Die Spring School wird von Rainer Keller, Saša Bosančić und Wolf J. Schünemann organisiert und findet in den Räumen der Universität Augsburg statt. Genaue Angaben erhalten Sie auf der Internetseite [www.diskurswissenschaft.de](http://www.diskurswissenschaft.de).

Der Unkostenbeitrag zur Teilnahme an der Spring School beträgt bei Anmeldungen bis zum **31. Januar 2017** 50 Euro pro TeilnehmerIn. Danach erhöht sich der Betrag auf 70 Euro. Übernachtungs- und Verpflegungskosten fallen zusätzlich an und müssen von den TeilnehmerInnen selbst übernommen werden. Bitte melden Sie sich per Mail an bei

Saša Bosančić: [sasa.bosancic@phil.uni-augsburg.de](mailto:sasa.bosancic@phil.uni-augsburg.de)

**Manfred Mai**  
**Soziologie als »Marke«**

Der Beitrag bezieht sich auf den Artikel von Jan-Felix Schrape in Heft 3, 2016, dieser Zeitschrift über »Soziologie als »Marke«. Zum Markenkern der Soziologie gehört nicht nur ihre Sichtbarkeit als akademische Disziplin und die ihrer prominenten Fachvertreterinnen und -vertreter, sondern auch die Verbreitung ihrer Begriffe in Politik und Medien. Die Hauptursache dafür ist die erfolgreiche Etablierung zahlreicher Soziologinnen und Soziologen in außeruniversitären Berufsfeldern.

This essay refers to an article by Jan-Felix Schrape in no 3, 2016, of this journal about the »brand identity« of Sociology as an academic discipline. The »brand identity« of Sociology is not only based upon the visibility of its scientific results and prominent scientists in public but also on the widespread occurrence of its concepts in the media and in politics. This is because a lot of sociologists are successfully established in professional fields outside the universities and other research institutes.

**Symposion:**  
**Was ist Netzwerkforschung?**

Gegenwärtig wird soziale Netzwerkforschung aus den vielfältigsten Perspektiven und in den unterschiedlichsten Disziplinen betrieben. Dabei divergieren die Fragestellungen und Annahmen, sowie die methodischen Vorgehensweisen zum Teil deutlich. Die elf Beiträge dieses Symposiums umreißen aus ganz unterschiedlichen Fächern und Richtungen ihre Sichtweise auf Netzwerkforschung: Soziologie, Politikwissenschaft, Ethnologie, Geographie, Stadtforschung, Erziehungswissenschaft, Wirtschaftsinformatik und Computerlinguistik. Sie zeigen einerseits aktuelle Trends in der sozialen Netzwerkforschung auf und leuchten andererseits neben der disziplinären Pluralität auch die methodische und epistemologische Vielfalt der Forschung zu Netzwerken aus. Das Symposium hat seinen Ausgangspunkt in der Initiative Netzwerkforschung interdisziplinär. Diese will Vorteile wie Herausforderungen interdisziplinärer oder auch transdisziplinärer Netzwerkforschung diskutieren und entsprechende Kooperationen unterstützen.

Social network research is currently pursued from a wide variety of perspectives and by very different disciplines. The assumptions and research questions, but also the methods deployed diverge considerably. This symposium comprises eleven contributions that sketch the approaches from different disciplines and directions: sociology, political science, anthropology, geography, urban research, education, computer science, and computer linguistics. They point to current trends in network research, as well as shedding light on the variety of disciplines, methods, and epistemological positions involved. The symposium springs from the Initiative In-

terdisciplinary Network Research. The initiative aims at discussing the advantages and challenges of network research between the disciplines, and at encouraging and supporting cooperation bridging these divides.

**Silke van Dyk, Tilman Reitz**

### **Projektförmige Polis und akademische Prekarität im universitären Feudalsystem**

Trotz lauter werdender Kritik an universitären Arbeitsbedingungen und der Einigkeit darüber, dass die Arbeits- und Forschungsbedingungen des so genannten wissenschaftlichen »Nachwuchses« nicht optimal sind, sind bislang bestenfalls kosmetische Lösungen und kleine Verbesserungen zu beobachten. Der Beitrag argumentiert, dass dies kein (bedauernswerter) Zufall ist, sondern dass die Rahmenbedingungen akademischer Lehre und Forschung in Deutschland eine fortgesetzte Ausbeutung des akademischen Mittelbaus wahrscheinlich machen. Systematisch wird die Beharrungskraft der Ausbeutung an den Hochschulen mithilfe zweier Muster aus soziologischen Zeitdiagnosen analysiert: der projektbasierten Polis als »neuem Geist des Kapitalismus« (Luc Boltanski, Ève Chiapello) und der »Refeudalisierung« im flexiblen Finanzmarktkapitalismus (Sighard Neckel). Es ist, so die These, die Kombination von projektförmiger Polis und Neo-Feudalismus, die unter den Bedingungen von Einsparungsimperativen, Drittmittelwettbewerb und ständischer Privilegierung ein Ausbeutungssystem ganz eigener Qualität hervorbringt.

Even though there are more and more critical voices that challenge the work and research conditions of the non-professorial academic staff at German universities, we witness only cosmetic and slight improvements. The contribution argues that this fact is far from being accidental since the university system depends on the systematic exploitation of assistants, doctoral students and lecturers with short-term and temporary contracts. The forces of inertia with regard to academic exploitation are analysed by means of two insightful sociological concepts: the project-based polis as the new spirit of capitalism (Luc Boltanski, Ève Chiapello) and the diagnosis of the re-vitalization of feudalism within the structures of financial capitalism (Sighard Neckel). The authors argue that the combination of project-based polis and neo-feudalism establishes a unique system of exploitation, which is even more the case in times of cut backs in public funding, enforced competition for third-party funds and feudal privileges of professors.

**Tino Heim**

### **Für eine kompromisslose Diskussion der Modi von Wissensarbeit**

Die Auseinandersetzung mit der Krise der wissenschaftlichen Arbeit bleibt oft einseitig auf die hochgradig prekären Beschäftigungsbedingungen des »akademischen Mittelbaus« oder die Unterminierung unabhängiger Forschung und Lehre durch eine neoliberale Wissenschaftssteuerung fokussiert. Eine kompromisslose Diskussion um die Modi wissenschaftlicher Arbeit erfordert darüber hinaus aber auch eine Infragestellung der überkommenen institutionellen Strukturen und der akademischen Stathierarchien des deutschen Wissenschaftssystems. Denn diese verdecken die reale Verteilung von Aufgaben, Kompetenzen und Arbeitslasten, verhindern eine adäquate hochschulpolitische Repräsentation und Partizipation der Mehrzahl der wissenschaftlich Tätigen und legitimieren die Prekarisierung des wissenschaftlichen Personals unter dem Vorwand, dieses müsse sich für über Jahre erfüllte Aufgaben erst noch qualifizieren.

Most German debates concerning the crisis of scientific work remain focused unilaterally on the extremely precarious occupation terms of the so-called »Mittelbau« (the vast majority of the academic staff below the professorship) or on the menace of independent research and apprenticeship by a neoliberal science control. An uncompromising discussion about the modes of scientific work requires in addition also a questioning of the antiquated institutional structures and status hierarchies of the German science system. Since these structures and hierarchies obscure the real distribution of duties, competences and workloads, prevent an adequate political representation and participation of the majority of the academic employees and legitimize the precarious occupation terms of the scientific staff under the pretext, they would still only qualify for the duties, which they already fulfill.

**Antonia Schmid, Thorsten Thiel**

### **Fachgesellschaften und der Kampf für gute Arbeit in der Wissenschaft**

Im Zuge der Debatte über Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft beleuchtet der Beitrag die Rolle von Fachgesellschaften anhand der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft (DVPW). Zuerst diskutieren wir die Vertretung prekär Beschäftigter. Dann stellen wir vier Initiativen und Handlungsbereiche vor, in denen in und mit der DVPW für bessere Beschäftigungsbedingungen gekämpft wurde. Zuletzt erörtern wir die Möglichkeiten und Grenzen von Fachgesellschaften für solche politischen Kämpfe.

---

In the course of the debate on working conditions in the academic field, this article focuses on the role of scientific associations. Using the example of the German Association for Political Science (DVPW), we first discuss the representation of precariously employed workers. We then introduce four initiatives and fields of action in which better working conditions were fought for in and with the DVPW. Finally, we discuss the possibilities and limits of scientific associations for such political fights.

Bitte berücksichtigen Sie bei der Fertigstellung Ihres Manuskriptes folgende Hinweise zur Textgestaltung. Bitte verwenden Sie die neue deutsche Rechtschreibung, verzichten Sie möglichst auf Abkürzungen und formulieren Sie Ihren Beitrag in einer geschlechtergerechten Sprache.

**Fußnoten** nur für inhaltliche Kommentare, nicht für bibliographische Angaben benutzen.

**Literaturhinweise im Text** durch Nennung des Autorennamens, des Erscheinungsjahres und ggf. der Seitenzahl in Klammern. Zum Beispiel: (König 1962: 17).

Bei *zwei AutorInnen* beide Namen angeben und durch Komma trennen, bei *drei und mehr AutorInnen* nach dem ersten Namen »et al.« hinzufügen.

*Mehrere Titel pro AutorIn* und Erscheinungsjahr durch Hinzufügung von a, b, c ... kenntlich machen: (König 1962a, 1962b).

Mehrere aufeinander folgende Literaturhinweise durch Semikolon trennen: (König 1962: 64; Berger, Luckmann 1974: 137)

**Literaturliste am Schluss des Manuskriptes:** Alle zitierten Titel alphabetisch nach Autorennamen und je AutorIn nach Erscheinungsjahr (aufsteigend) geordnet in einem gesonderten Anhang aufführen. Hier bei mehreren AutorInnen alle namentlich, durch Kommata getrennt, nennen. Verlagsort und Verlag angeben.

*Bücher:* Luhmann, N. 1984: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Zeitschriftenbeiträge:* Müller-Benedict, V. 2003: Modellierung in der Soziologie – heutige Fragestellungen und Perspektiven. Soziologie, 32. Jg., Heft 1, 21–36.

*Beiträge aus Sammelbänden:* Lehn, D. von, Heath, Ch. 2003: Das Museum als Lern- und Erlebnisraum. In J. Allmendinger (Hg.), Entstaatlichung und soziale Sicherheit. Opladen: Leske + Budrich, 902–914.

Im Literaturverwaltungsprogramm **Citavi** können Sie unseren **Zitationsstil** »Soziologie – Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie« nutzen.

Fügen Sie Ihrem Manuskript bitte eine deutsche und eine englische **Zusammenfassung von maximal je 15 Zeilen**, sowie **Name, Titel und Korrespondenzadresse** bei. Schicken Sie Ihren Text bitte als .doc oder .docx **per e-mail** an die Redaktion der Soziologie.

Für **Sektionsberichte** beachten Sie bitte, dass einzelne Tagungsberichte 7.500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) nicht überschreiten sollten. Für Jahresberichte stehen max. 15.000 Zeichen zur Verfügung.

## Ausgezeichnet mit dem René-König- Lehrbuchpreis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS)



Ludger Pries  
**Soziologie**  
Schlüsselbegriffe  
Herangehensweisen  
Perspektiven  
2., überarbeitete Auflage 2016  
286 Seiten  
broschiert  
€ 14,95  
ISBN 978-3-7799-3384-7  
Auch als **E-Book** erhältlich

Aus den drei Perspektiven soziales Handeln, soziale Ordnungen und sozialer Wandel sowie aus den drei Herangehensweisen – vom Individuum, von der Gesellschaft und von sozialen Verflechtungszusammenhängen aus – führt das Buch durch die systematische Vorstellung und Diskussion soziologischer Schlüsselbegriffe in das Fach ein. Jedes der dreizehn Kapitel beginnt mit einem konkreten Beispiel, anhand dessen jeweils soziologische Hauptbegriffe, wichtige Autoren und – in einem ersten Überblick – paradigmatische Betrachtungsweisen vorgestellt werden.

### Aus dem Inhalt:

- Soziales Handeln ausgehend vom Individuum, von der Gesellschaft und von der Verflechtungsperspektive
- Soziale Ordnung ausgehend vom Individuum
- Soziale Ordnung: Die Gesellschaftsperspektive
- Soziale Ordnung aus der Verflechtungsperspektive
- Sozialer Wandel ausgehend vom Individuum
- Sozialer Wandel ausgehend von gesamtgesellschaftlichen Ordnungen

## Aktuelle Neuerscheinungen

Heinz Bude, Philipp Staab (Hg.)  
**Kapitalismus und Ungleichheit**  
Die neuen Verwerfungen

2016. 370 Seiten. € 29,95  
ISBN 978-3-593-50639-5

Dass der Kapitalismus soziale Ungleichheit hervorbringt, ist keine Neuigkeit. Wohl aber ist es in der Soziologie ein Novum, nach der kapitalistischen Logik hinter der Entwicklung sozialer Ungleichheit zu fragen, und zwar jenseits des »methodischen Nationalismus« im Kontext der Globalisierung. Der Band bietet neue Impulse für eine als Zeitdiagnose verstandene Kapitalismustheorie und liefert überraschende Analysen zu neuen Wertschöpfungsmustern im Finanzmarkt- und digitalen Kapitalismus, zu Arbeitsmärkten und politischer Herrschaft in der Weltgesellschaft, zur Artikulation politischer Kollektive und zum Stand der Kapitalismuskritik.

Klaus Dörre, Thomas Goes,  
Stefan Schmalz, Marcel Thiel  
**Streikrepublik Deutschland?**  
Die Erneuerung der Gewerkschaften in Ost und West

2016. 284 Seiten. € 29,95  
ISBN 978-3-593-50561-9

25 Jahre nach dem Mauerfall sind in Ostdeutschland erstaunliche Veränderungen zu beobachten: Galten die Gewerkschaften im Osten der Republik als besonders schwach, verspüren sie heute Rückenwind. Verschiedene Gewerkschaften gewinnen Mitglieder, unterstützen die Gründung von Betriebsräten und schließen neue Tarifverträge ab. Auf der Grundlage von 70 Experten- und Beschäftigteninterviews in 21 Fallbetrieben untersuchen die Autoren die Gründe für die gewerkschaftliche Erneuerung und erörtern, ob sich diese Entwicklung konsolidieren wird.



campus.de

**campus**

Frankfurt. New York

# Aktuelle Neuerscheinungen

Greta Wagner

## **Selbstoptimierung**

Praxis und Kritik von  
Neuroenhancement

Frankfurter Beiträge zur Soziologie  
und Sozialphilosophie, Band 23  
2016. Ca. 300 Seiten. € 29,95  
ISBN 978-3-593-50579-4

Werden Medikamente zur kognitiven Leistungssteigerung eingenommen, um schneller und konzentrierter zu arbeiten als andere? Ist Neuroenhancement der Versuch, sich Selbstdisziplin in Form von Tabletten zuzuführen? Die in Deutschland und den USA durchgeführte Studie gibt Aufschluss über die Motive der Konsumenten und das Unbehagen, das viele gegenüber Neuroenhancement empfinden. Dabei analysiert sie Neuroenhancement im Kontext der Wettbewerbsgesellschaft der Gegenwart.

AK Postwachstum (Hg.)

## **Wachstum - Krise und Kritik**

Die Grenzen der kapitalistisch-industriellen Lebensweise

2016. 315 Seiten. € 29,95  
ISBN 978-3-593-50652-4

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts setzen sich Menschen für »Décroissance«, »Degrowth« oder »Postwachstum« ein, und seit der Krise 2008 wird diskutiert, ob die kapitalistische Weltwirtschaft in eine »säkulare« Stagnation geraten ist. Dieser Band bietet neue Perspektiven: Er diskutiert, ob der Kapitalismus weltweit an seine Wachstumsgrenzen geraten ist; er stellt Alternativen nebeneinander; schließlich fragt er, wie der Weg in eine nicht mehr von Wachstum abhängige Gesellschaft demokratisch gestaltbar wäre.



[campus.de](http://campus.de)

# campus

Frankfurt. New York

# Aktuelle Neuerscheinungen

Thomas Bedorf,  
Steffen Herrmann (Hg.).

## **Das soziale Band**

Geschichte und Gegenwart  
eines sozialtheoretischen  
Grundbegriffs

2016. 406 Seiten. € 39,95  
ISBN 978-3-593-50631-9

Vom »sozialen Band« spricht man in Alltags- und Wissenschaftssprache gerne, wenn es darum geht, eine Krise des Sozialen zu diagnostizieren. Was aber ist das soziale Band? Zwischen wem ist es wie geknüpft? Und wann droht es zu reißen? Das Buch arbeitet erstmals systematisch und interdisziplinär diesen sozialtheoretischen Grundbegriff auf. Mit Beiträgen u.a. von Ulrich Bröckling, Marcel Hénaff, Frank Hillebrandt, Isabell Lorey, Dirk Quadflieg, Juliane Spitta und Gesa Ziemer.

Oliver Schmidtke  
**Ideal und Ironie der  
Gesellschaft**

Die »Utopia« des  
Thomas Morus

2016. 333 Seiten. € 39,95  
ISBN 978-3-593-50649-4

Am Vorabend der Reformation, genau vor 500 Jahren, veröffentlichte Thomas Morus ein Buch, das die Sprache um ein neues Wort bereicherte: »Utopia«. Berühmt ist der Autor für seine darin entworfene Idealgesellschaft, weniger bekannt jedoch für die satirische Qualität des Werks. In einer Sequenzanalyse entwickelt Oliver Schmidtke eine neue Deutung: Es ist nicht bloß ein utopischer Entwurf einer Idealgesellschaft, sondern eine frühe Soziologie der Aporien des intellektuellen Denkens.



campus.de

# campus

Frankfurt. New York